

Die Neue Gesellschaft

Herausgegeben für
die Friedrich-Ebert-Stiftung von

Holger Börner
Klaus Harpprecht
Johannes Rau
Carola Stern
Hans-Jochen Vogel

Frankfurter Hefte

Redaktion

Peter Glotz
(Chefredakteur)
Norbert Seitz
(verantwortlich)
Linda Pieper
(Volontariat)
Christian Jürgens
(Thema+Kritik)

Redaktionskreis

Tilman Fichter
Eve-Marie Kallen
Christine Pries
Burkhard Reichert
Hans-Joachim Schabedoth
Uli Schöler
Johano Strasser

Redaktionsbeirat

Frank Benseler
Jürgen Burckhardt
Gottfried Erb
Iring Fetscher
Horst von Gizycki
Martin Greiffenhagen
Norbert Greinacher
Reimut Jochimsen
Tomas Kosta
Ferdinand W. Menne
Thomas Meyer
Susanne Miller
Peter von Oertzen
Richard Schröder
Wolfgang Thierse
Christoph Zöpel

10 1997
44. Jahrgang

Inhalt

867 Editorial

Aktuelles

869 JACK LANG
Nein zum Vertrag von Amsterdam

871 JÜRGEN BUSCHÉ
Zivile Staatsraison im Oderbruch

873 PETER MERSEBURGER
Unser liebes Kraftgenie

875 INGEBOURG SIGGELKOW
Arbeitslosigkeit und Zeiterleben

Thema: Ende der Politik?

880 STREITGESPRÄCH ZWISCHEN
NORBERT BOLZ UND
CHRISTOPH TÜRCKE
»Wir müssen den Speicher
wieder frei bekommen«

885 KARL REINHARD LOHMANN
Herzogs Adlonruck.
Die Berliner Rede des
Bundespräsidenten

892 JAN BIELICKI
Verfassung als Handelsware?
Hans-Olaf Henkels
Systemfragen

897 KLAUS HARPPECHT
Wer hat Angst vor der Großen
Koalition?

900 MARITA HAIBACH
Philanthropie und Fundraising.
Neue Impulse für eine aktive
Bürgergesellschaft

902 CHRISTIAN SCHLÜTER
Ausschluß der Politik –
Politiken des Ausschlusses

Thema: Das Böse – möglicherweise

906 GESPRÄCH MIT
RÜDIGER SAFRANSKI
»Wir starren in den Weltraum
und kein Sinn schaut zurück«

912 STEPHAN KRASS
»Mit der Hoffnung auf ein
kommendes Wort«.
Paul Celan hilft Martin Heidegger

918 JOCHEN HÖRISCH
Die Germanistik und ihre
Vergangenheit

927 JÖRG PLATH
Mitleid mit dem Teufel.
Die Schriftstellerin
Dubravka Ugrešić

931 GESPRÄCH MIT
DORON RABINOVICI
»Österreich ist ein Sumpf
mit Gipfeln«

Kultur

934 IRING FETSCHER
Goebbels und Stalin

938 KARLA HIELSCHER
Die dokumentarische Prosa
der Swetlana Alexijewitsch

942 BERND WITTE
Der Kritiker als Erzähler

Kritik

945 JÖRG PLATH
Jorge de Sena hätte fast einen
großen Roman geschrieben

947 CARL-WILHELM MACKÉ
Norberto Bobbios
Alterserinnerungen

949 ROLAND H. WIEGENSTEIN
Luigi Pirandello hält Träume
für wirklich

951 GERNOT VOLGER
Die Bismarck-Biographien von
Willms und Graf von Krockow

954 CLAUDIA HERMES
Die Bertelsmann-Stiftung bildet
spielerisch

955 EVE-MARIE KALLÉN
Ein Lesebuch zur ungarischen
Literatur

956 CHRISTIAN JÜRGENS
Neue Bücher: Melancholie,
Morphium, Mißtrauen
und andere Gifte

960 Zu den Autorinnen und Autoren

960 Impressum

Titelfoto: Ziliani/Voller Ernst

Es ändert sich etwas in Europa. Keiner weiß, ob zum Guten. Noch ist der Widerstand der neuen französischen Regierung und ihrer Parlamentsmehrheit gegen den »Ultraliberalismus« (das »Modell Tietmeyer«, wie Pierre Bourdieu gesagt hat) höflich, diplomatisch verkläuselt, kommensurabel. Aber was wird Jospin tun, wenn die Polemik deutscher Provinzpolitiker gegen den Euro – Jacques Santer nannte sie »verantwortungslos« – weitergeht? Wohin wird seine komplizierte Koalition sich wenden, wenn seine dem Zeitgeist ganz und gar verhaftete »Arbeitsbeschaffung« fehlschlägt? Kommt es dann zu einer neuartigen Konfrontation von rechts und links, die – solange Kohl in Bonn die Mehrheit hat – auch das deutsch-französische Verhältnis in Mitleidenschaft zieht?

Zwar gibt es in beiden Ländern genügend historisch bewußte, politische Führungsfiguren, die dies verhindern wollen. Aber Jack Langs provokativer Essay aus *LE MONDE* zeigt die Zuspitzung des Konflikts um die europäische Zukunft in scharfer Kontur. Deswegen haben wir ihn an die Spitze des aktuellen Teils unseres Oktoberhefts gesetzt. Lang, einer der politischen Ziehsohne Mitterrands, nimmt Kohl beim Wort und besetzt den Begriff der »europäischen Föderation«, den Kohl längst fallen ließ. Unbarmherzig fährt er in den Hühnerhof der Naivlinge, die »Erweiterung« und »Vertiefung« der Europäischen Union gleichzeitig durchsetzen wollen. »Um das Feuer und den Enthusiasmus wieder zu entfachen«, schreibt Lang, »muß man sich zunächst zur Wahrheit entschließen und mit Bestimmtheit sagen, daß wir keine Erweiterung auf neue Mitgliedsländer akzeptieren werden ohne vorausgehende Umgestaltung des derzeitigen Systems«. Ein Paukenschlag.

Im Zentrum unseres Interesses steht in diesem Oktober das vielbeschworene »Ende der Politik?«. Solange es Menschen auf dieser Erde gibt, wird es wohl auch Politik geben. Aber das entbindet uns nicht von der Aufgabe, die postmodernen Theoriestücke zu beleuchten: Die Handlungsskepsis der Auto-Poetiker (*Bolz*), die Simulationstricks Jean Baudrillards. Als Leitartikel wird Christian Schlüters Essay über den *Ausschluß der Politik* empfohlen. Die

Lage ist ernst, aber das Spiel der kulturhistorischen Spekulanten geht weiter. Jeder ein neuer Hobbes, ein neuer Nietzsche. So beschissen kann die reale Politik gar nicht sein, als daß ein System- oder Dekonstruktions- oder Simulationstheoretiker nicht sein Liedchen pfeifen könnte.

Im übrigen setzen wir uns auch mit den aktuellen Attacken und Analysen auseinander, mit Roman Herzogs Berliner Rede und Hans-Olaf Henkels Kritik des deutschen Föderalismus. Da Herzog nur unter Niveau kritisiert wurde, von einem gutwilligen Zirkel geschwindigkeitskritischer Altachtundsechziger um Hans-Peter Duerr (»innovationstoll« war ihr Leitbegriff) bemüht sich Karl Reinhard Lohmann um eine Analyse der Widersprüchlichkeit der Forderung nach »Gemeinsinn« und »Freiheit« in Herzogs Adlon-Rede. Gegen Lohmann kann man darauf beharren, daß es der vom Bundespräsidenten favorisierte »Rheinische Kapitalismus« wert ist, finster entschlossen verteidigt zu werden. Mit Lohmann allerdings kann man fragen, ob Roman Herzog nicht zu viel auf Konsens setzt und zu wenig auf (kontroverse) Argumente.

Henkels pathetisch-verdammte Föderalismus-Schelte wendet Jan Bielski hin und her. Henkel hat sich fragwürdig ausgedrückt. Richtig aber ist: Der Föderalismus wird vor die Hunde gehen, wenn er sich nicht wirklich zum kooperativen wandelt. Medienmultis können nicht von der Landesmedienanstalt Sachsen-Anhalt kontrolliert werden. Spitzenuniversitäten entstehen nicht als Ergebnis der Zwangskoordination der Kultusministerkonferenz. Die »Abschaffung« der Länder ist aber auch keine durchsetzbare oder sinnvolle Lösung. Institutionelle Phantasie ist gefragt. Und ein wenig Courage.

Rüdiger Safranski, der Biograph Schopenhauers und Heideggers, hat das Böse entdeckt. Kein Wunder bei dieser Art von Vorarbeit. Unser Gespräch mit diesem *freelancer* der Philosophie nimmt Debatten vorweg, die auf der Buchmesse unvermeidlich aufbrechen dürften. »Kein Sinn schaut zurück«. Auch ein Motto.

Peter Glotz



Die christliche Religion mußte stets den Teufel bemühen, um das Böse zu begreifen. Als Tier führt er auch die heiligsten Männer in Versuchung. Mittlerweile weiß man, daß das Böse – möglicherweise – der Preis im Drama der menschlichen Freiheit ist.

Foto: AKG, Berlin

JACK LANG

Nein zum Vertrag von Amsterdam

Ich werde den Vertrag von Amsterdam nicht unterzeichnen. Nicht in seiner momentanen Form. Und die Abgeordneten mehrerer Nationalparlamente sind bereit, dasselbe zu tun. Aus welchem Grund?

Sozusagen ein Schloß ohne Tür, ein Haus ohne Fenster, eine frischgestrichene Ruine, ist dieser Text eine Abkehr vom europäischen Gedanken. Allein mit seiner Substanzlosigkeit, die französischen Vorschläge zur Beschäftigung ausgenommen, ebnet er dem Zerfall einer mehr und mehr auseinanderdriftenden europäischen Union den Weg und, was noch schlimmer ist, auch dem intellektuellen, ökonomischen und diplomatischen Niedergang unseres Kontinents. In bestimmten Punkten hat man sogar Beweglichkeit bewiesen – indem man zurückgewichen ist, so in der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik, die immer weiter wegrückt, je mehr man glaubt, sich zu nähern.

Der in Amsterdam eingeschlagene Weg ist nicht der richtige, weder in der Idee noch in den Mitteln. Man hat die Lecks gestopft und mit frischem Lack überzogen, aber das Schiff treibt hin ohne Steuermann, Kurs und Antrieb. Neben einem starken, gestaltenden und einnehmenden Amerika gibt ein in Tatenlosigkeit verfallenes Europa eine traurige Vorstellung. Vergeltens sucht man nach der Courage Robert Schumans, der Vorstellungskraft Jean Monnets, dem Klarblick Mitterands oder der konstruktiven Energie von Delors und Kohl. Wie soll das Einerlei, das ewige Grau ein Ende finden, wenn nicht durch die Rückbesinnung auf den Pioniergeist der großen Gründer? Denn die Krise kann nur bewältigt werden, wenn man nach noch Höherem greift.

Um das Feuer und den Enthusiasmus wieder zu entfachen, muß man sich zunächst zur Wahrheit entschließen und mit Bestimmtheit sagen, daß wir keine Erweiterung auf neue Mitgliedsländer akzeptieren werden ohne vorausgehende Umgestaltung des derzeitigen Systems. Vorausgehend, nicht gleichzeitig. Denn sonst wird man uns nur einmal mehr in letzter Minute durch den erpresserischen Hinweis auf unsere Freunde im Osten einen gerade ausreichenden und mittelmäßigen Vertragstext aufzwingen.

So begänne dann der Anfang vom Ende, der Triumph eines ultraliberalen Europas à la That-

cher über ein Europa der bewußten Gestaltung. Wie Jean-Louis Bourlanges (in *LE MONDE* vom 21. Juni) ganz richtig bemerkt, bedeutete dies die geographische Wiedervereinigung Europas unter Preisgabe der politischen Dimension der europäischen Union.

Echte Freundschaft besteht in diesem Sinne darin, den beitrtrittswilligen Ländern mutig zu sagen: Ihr gewinnt nichts, wenn ihr einem geschwächten Europa beitrete, das unfähig ist, auch nur die geringste Politik in die Tat umzusetzen, sei es nun auf industriellem, diplomatischem, landwirtschaftlichem oder kulturellem Gebiet. Das ist im übrigen auch die Meinung unseres Außenministers.

Im selben Zug und mit nicht weniger Entschlossenheit müssen wir uns noch heute daranhaken, die Institutionen zu reformieren, doch nicht mittels der winzigen Besserungen, wie sie der Vertrag von Amsterdam vorsieht – die Neugewichtung der Stimmen im Rat, die Reform der Kommission – sondern durch einen neuen Gründungsakt, der einen wirklichen qualitativen Sprung nach vorne bedeutet.

Vom neuen französischen Regierungsteam erhofft man sich starke und neue Impulse, die in der Lage sind, den Lauf der Geschichte zu verändern und auf das weitere Schicksal unserer Nationen einzuwirken. Nur eine einzige Perspektive könnte uns Hoffnung und Kraft zurückgeben: die Schaffung einer Europäischen Föderation. Die französische *PARTI SOCIALISTE* hatte sich vor zwei Jahren auf Betreiben von Pierre Moscovici in diese Richtung engagiert.

Doch schon allein die Erwähnung des Wortes Föderation verursacht bei den Berufsskeptikern Hohngelächter und Spott. Dabei sind wir von einem solchen Projekt gar nicht so weit entfernt. Was sage ich, genaugenommen hat man bereits begonnen, es zu verwirklichen, ohne daß es den Herrn Jordains unseres Europas aufgefallen wäre. Mit der Einführung des EURO haben wir bereits die Hälfte des Weges zu den Vereinigten Staaten von Europa zurückgelegt. Vier europäische Organe werden föderalen oder doch so gut wie föderalen Status besitzen: die Zentralbank, der Gerichtshof, die Kommission und, teilweise wenigstens, das Europäische Parlament.



Europa um jeden Preis? Kohl/Kinkel und Kok/Van Mierlo auf dem EU-Gipfel in Amsterdam

Foto: dpa/Paul Vrecker

Nur eine Institution fehlt noch in dieser Reihe: eine föderale Regierung. Als Zeichen ihres Willens, auf diesem Gebiet weiter voranzukommen, hatten Jacques Delors und die Sozialisten einst die Idee einer »Wirtschaftsregierung« eingebracht. Die Formulierung klingt vielversprechend. Die konkrete Umsetzung ist jedoch eher bescheiden und enttäuschend: die Abstimmung der einzelnen Wirtschaftspolitiken auf Basis des Artikels 103 des Vertrags von Maastricht.

Auch hier kommt man mit schönen Worten, Beschwörungsformeln und Tricks nicht weiter. Ohne ein wirkliches Exekutivorgan wird das zukünftige Europa wackelig bleiben. Und fügen wir hinzu, daß der Erneuerungsprozeß nur durch die Schaffung zweier unabhängiger Kammern innerhalb des Europäischen Parlaments vollendet werden wird. Nur so kann die zweifache Vertretung der Staaten und der Völker sichergestellt werden. Beenden wir endlich die absurde und lähmende Unterscheidung, die die Länder mit hoher Bevölkerung und die mit geringer in ständiger Opposition stehen läßt. Ein Wiederaufleben der Diskussion um diese Fragen können wir von einem zweiten Amsterdam nicht erwarten. So wird, es sei denn, es geschieht ein Wunder, der Zwang zum einstimmigen

Beschluß unter den Mitgliedsstaaten unweigerlich zu einem weiteren faden und farblosen Kompromiß führen. Eine neue Vision benötigt neue Methoden der Umsetzung. Nur die Verbindung von Entschlossenheit, Einfallsreichtum und Geschick wird uns aus der Sackgasse wieder heraushelfen. Zwei Etappen könnte dieses neue Handeln umfassen.

In einem ersten Schritt würde eine gemeinschaftlich ausgewählte Persönlichkeit den Pilgerstab nehmen, diskret und fernab der Kameras erste informelle Kontakte aufbauen und sich bemühen, die Basis für einen Neuaufbau zu legen. In einem zweiten Schritt würde dieses neue Projekt dann nicht einer aus den Staatsregierungen zusammengesetzten Konferenz anvertraut werden, sondern einer wirklichen konstituierenden Versammlung, die aus Abgeordneten der Völker und der Staaten sowie wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gruppierungen bestünde.

Verschmelzungen fördern

Nach dem Vorbild der Konvention von Philadelphia, die Ende des 18. Jahrhunderts die Amerikanische Verfassung ausarbeitete, wäre die

Konvention zur Schaffung eines neuen Europas von dem Willen zum Erfolg beseelt. Ihre Aufgabe wäre es, eine verfassungsgebende Vorlage zu erstellen, die die Handlungsfähigkeit der Union – auf wirtschaftlichem, außen-, erziehung- und kulturpolitischem Gebiet – stärken würde. Sie würde die Verteilung der Kompetenzen zwischen der Föderation, den Ländern und den Regionen klar festlegen. Hier hätte man das Glück, auf einige Vorschläge zurückgreifen zu können, die Wolfgang Schäuble und Karl Lamers bereits 1994 eingebracht haben.

Die Erneuerung des konstitutionellen Gerüsts müßte einhergehen mit einem *New Deal* der europäischen Wirtschafts- und Geistespolitik. In den USA sind 60 Prozent der neuen Arbeitsplätze von neugegründeten Unternehmen der Hochtechnologie geschaffen worden. Zur gleichen Zeit müht sich ein erstarrtes und alten Strukturen verhaftetes Europa noch immer, den Weg in Richtung Zukunft zu finden. Die Investition ins Geistesleben ist die wichtigste wirtschaftliche Investition unserer Gesellschaft. Wenn wir unserem Kontinent Seele, Atem und Leben zurückgeben wollen, dann müssen wir die Jugend durch eine radikale Umkehr in Erziehung, Kultur und Wissenschaft miteinbeziehen.

Ziehen wir daraus die Konsequenzen. Setzen wir die gemeinschaftlichen Budgets wieder für die Erforschung neuer Technologien und die (Aus-)bildung ein. Geben wir den europäischen Jugendlichen die Möglichkeit, miteinander zu leben, zu lernen und zu arbeiten. Verstärken wir die Maßnahmen, die geeignet sind, Vermischungen und Verschmelzungen zu fördern: Das Erlernen von zwei lebenden Fremdsprachen als Pflicht, die Organisation eines einjährigen Auslandsaufenthalts in einem anderen EU-Staat für Schüler/innen und Unterrichtende, die Gründung einer europäischen Universität, die Schaffung multinationaler Kultur- und Forschungsprojekte. So sähen die Aufgaben aus, an denen sich Millionen von Menschen mit Begeisterung beteiligen würden, wenn nur die Verantwortlichen für Europa sich endlich dazu aufraffen, aus ihrer Starre herauszutreten.

Wenn dieser Weg eingeschlagen wird, dann werden wir zahlreich und mit Freude einen Vertrag von Amsterdam unterzeichnen, der schon jetzt als die bescheidene erste Etage eines großen und ambitionierten Gebäudes gedacht ist.

(Übersetzt aus dem Französischen von Alexandra König).

Der Text erschien am 19. August d. J. in LE MONDE. Wir danken für die freundliche Abdruckgenehmigung.

JÜRGEN BUSCHE

Zivile Staatsraison im Oderbruch

Es ist leicht, das Lob der Bundesrepublik zu singen.« So beginnt Ralf Dahrendorf 1975 seinen Vortrag über »Die Staatsraison der Bundesrepublik Deutschland.« Schon der zweite Satz dieser Rede nennt den scheinbar wichtigsten Grund: »Kein Staat in der deutschen Geschichte hat so vielen Menschen so große Lebenschancen eröffnet.« Doch auch wenn der vorletzte Satz des heutigen Lords Dahrendorf – »Die Bundesrepublik Deutschland ist die staatliche Einheit, in der und durch die die Menschen dieses Landes ihre Lebenschancen suchen« – wieder diesen Topos aufnimmt, so lautet der letzte, abschließende: »Leugnen wir es nicht, sondern suchen wir diese Einheit zumindest im Sinne unserer politischen Identität zu unserer Nation zu machen.«

Dahrendorf suchte die Grundlage der Staatsraison in der Politik: im Erleben von Politik, im Reden von Politik, im Verhältnis der Bevölkerung zu den Ergebnissen von Politik. Das ist eine deutsche Tradition aus dem 19. Jahrhundert. Sie hat ihren Grund im Bemühen um Liberalismus im Inneren und Einheit nach außen. Beides zusammen war als Voraussetzung erkannt worden dafür, daß den Deutschen Lebenschancen zuwüchsen, wie sie Engländer, Franzosen, auch die Niederländer oder die Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika umstandslos hatten.

Dennoch ist den meisten Deutschen Begriff und Inhalt von Staatsraison immer fremd geblieben – und zwar in Preußen kaum anders als in Hessen, in Bayern nicht weniger als im Rheinland. Die Staatsraison glich einem Harnisch, der für den Krieg ebenso hervorgeholt wurde wie für das Kostümfest. Ohne besondere Ermahnung sind die Deutschen nicht bei der Sache, wenn es um eine oder die Staatsraison geht. Werden sie kräftig ermahnt, übertreiben sie es auch schon mal damit. Das eine hängt mit dem anderen zusammen.

Das Lob der Bundesrepublik war in den 70er Jahren leicht zu singen, weil man es mit der Staatsraison damals nicht so genau nahm. Das galt besonders für die Bürger des Landes, und es ist kaum zufällig, daß Dahrendorf die Idee der Staatsraison als etwas, das sich in der Handlungsweise nicht nur der einzelnen Bürger, sondern gerade auch im Umgang der Bürger miteinander bei politikfernen Geschäften und Begegnungen zeigt, fast – sieht man von den Lebenschancen ab – unbeachtet läßt.

Tatsächlich waren es dann erst Ende der 70er Jahre die GRÜNEN, die mit den wichtigsten Themen ihrer Diskussionen politische Räume, Gruppendispositionen und Einzelverhalten wieder so zusammenbrachten, daß hier etwas von einer Staatsraison der Bundesrepublik Deutschland sichtbar wurde. Das mag wenig sein für ein so großes Land, aber wer mehr davon haben möchte – wohlgemerkt: ohne mit Übertreibungen und Gewaltsamkeiten zu hantieren – der muß sich fragen, welcher Art die Kräfte sind, die, einmal mit dem richtigen Thema angesprochen, als jene Substanz erkennbar sind, ohne die das politische Gefäß der Staatsraison hohl bleibt.

Der Kampf in den letzten Wochen um die Dörfer und Städte im Oderbruch gegen das Hochwasser hat davon eine Vorstellung gegeben. Und das betrifft nicht nur den Einsatz der Menschen unmittelbar an den bedrohten Deichen. Wovon zu reden ist, bezieht mit ein die Logistik im Hinterland, die Planung bei Kommunal- und Landespolitik, die Organisation und Intonierung der Berichterstattung, die Teilnahme – in jedem Sinn des Wortes – der Bevölkerung in ganz Deutschland, kurz: das Avancement der örtlich begrenzten Katastrophe zu einem Ereignis, bei dem die Nation oder der Staat das

gemeinsame Ansehen auf dem Prüfstand gestellt sah. Wer hier zum Ausdruck brachte, was üblicherweise in die Formel gefaßt wird: »Das wollen wir doch erst noch mal sehen«, der sprach den Menschen aus dem Herzen, ob sie nun an der Oder, am Rhein oder an der Isar lebten. Es war ein ungeheurer Trotz, der plötzlich die Menschen erfaßte. Minister Rühke hätte hunderttausend Bundeswehrsoldaten und alle verfügbaren Hubschrauber nach Ostbrandenburg schicken dürfen, zu gigantischen Kosten – auch die Südbadener, die Ostfriesen, die Thüringer hätten es ihm gedankt. Nicht, weil man Mitleid mit den Leuten im Oderbruch gehabt hätte – so gewiß es daran bei vielen nicht gefehlt haben mag – sondern weil man das dem Hochwasser nicht erlauben wollte. Das nicht zu beherrschen, mit dieser Situation nicht fertig zu werden, wäre allen Deutschen an die Ehre, an das ureigenste Selbstverständnis, an ihre *raison d'être* als die vielen gegangen, als die sie zusammenleben.

Da kommen Taucher aus Bremen und helfen, Risse im Deich abzudecken. Da schafft das Technische Hilfswerk bis zur Erschöpfung, und Bundeswehrsoldaten widerlegen ohne jede Ermahnung das Gemaule vom Gammelhaufen. Da gewinnen sogar Politiker – wie der brandenburgische Umweltminister Platzeck – den Respekt

Verzweifelter Kampf um die Oderdeiche

Foto: dpa/Kay Nietfeld



der Bevölkerung, weil jeder sieht und konstruktiv-kritisch beurteilt, was getan wird.

Es ist ein kollektives Gefühl von »Bis hierher und nicht weiter«, mit dem sich die Bevölkerung gegen die Naturgewalten auflehnt. Die Metaphern, die zur Beschreibung dieses Kampfes gewählt wurden, sind unwichtig. Es ist eher umgekehrt: aus Worten, wie sie bei solchen Gelegenheiten gefunden werden, macht man zu anderen Anlässen Metaphern.

In der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland hat es nur einmal Vergleichbares gegeben. Das war 1963, als das Grubenunglück von Lengede im Braunschweigischen die ganze Nation in Bann zog. Zunächst wurden drei Mann aus der Tiefe geholt. Mit einem eigens für solche Fälle konstruierten Gerät, der »Dahlbuschbombe« (auch eine Metapher), die man dazu erst aus dem Ruhrgebiet herbeischaffen mußte. Die war schon auf dem Weg wieder zurück ins Revier, als man erneut Klopffzeichen hörte. Weitere Überlebende hatten sich in eine Luftblase im Schacht tief unter der Erdoberfläche gerettet. Mitten auf der Autobahn im Westen veranlaßte ein Polizeiwagen den Transporter des Rettungsgeräts zur Wendung und zur zweiten Fahrt nach Lengede. Bohrung und Bergung erwiesen sich als schwierig.

Über Tage sah man im Fernsehen das schmale Bohrloch, durch das die elf Bergleute zunächst nur versorgt wurden. Bundeskanzler Ludwig Erhard eilte an die Stelle, um den Eingeschlossenen Mut zuzusprechen. Als sie heraufgeholt werden konnten, übertrug das Fernsehen das Ereignis an einem Vormittag direkt. Viele Kaufleute hatten Fernsehgeräte in ihre Schaufenster gestellt, und auf den Straßen bildeten sich Trauben von Menschen, die zusahen. Als die Rettung gelungen war, läuteten in ganz Deutschland die Glocken, in Hamburger Hafen dröhnten die Schiffssirenen auf. Aus Amerika sandte Präsident Kennedy Glückwünsche.

Und merkwürdig – auch hier war vom Wunder die Rede. Das Wunder von Lengede, das Wunder von der Oder. Dazu muß man wissen, daß die Deutschen ihre militärischen Siege nie als Wunder auszugeben liebten. Die führten die Militärs gern auf Genialität und Tüchtigkeit zurück. Weder sprach man jemals vom Wunder von Sedan, noch vom Wunder von Tannenberg noch vom Wunder der Blitzsiege. Statt dessen sprach man vom Wunder, wenn der Sieg einmal nicht gelang und die anderen sich behaupteten: Das Wunder an der Marne.

Schon das zeigt, daß die kollektive Erfolgserstretzung an der Oder oder ehemals in Lengede von anderer Qualität ist und eben der Demut nicht entbehrt, die jeder empfindet, der sich

großen Herausforderungen stellt. Die Leistung und die Art und Weise, wie die Leistung innerlich verarbeitet wurde, deuten auf eine ganz andere Erlebniswelt als jene, in der politische oder militärische Erfolge gefeiert werden.

Und das gibt den Hinweis auf die veränderte Staatsraison der Deutschen, wie sie in der Bundesrepublik – vor und nach der Wiedervereinigung – sich etabliert hat. Hilfe und Rettung sind die Geschehnisse, die die ganze Nation in dem Gefühl vereinigt, herausgefordert zu sein. Was unmöglich erscheint, soll, darf nicht unmöglich sein, wenn es gilt, Leben zu retten, eine Katastrophe zu verhindern.

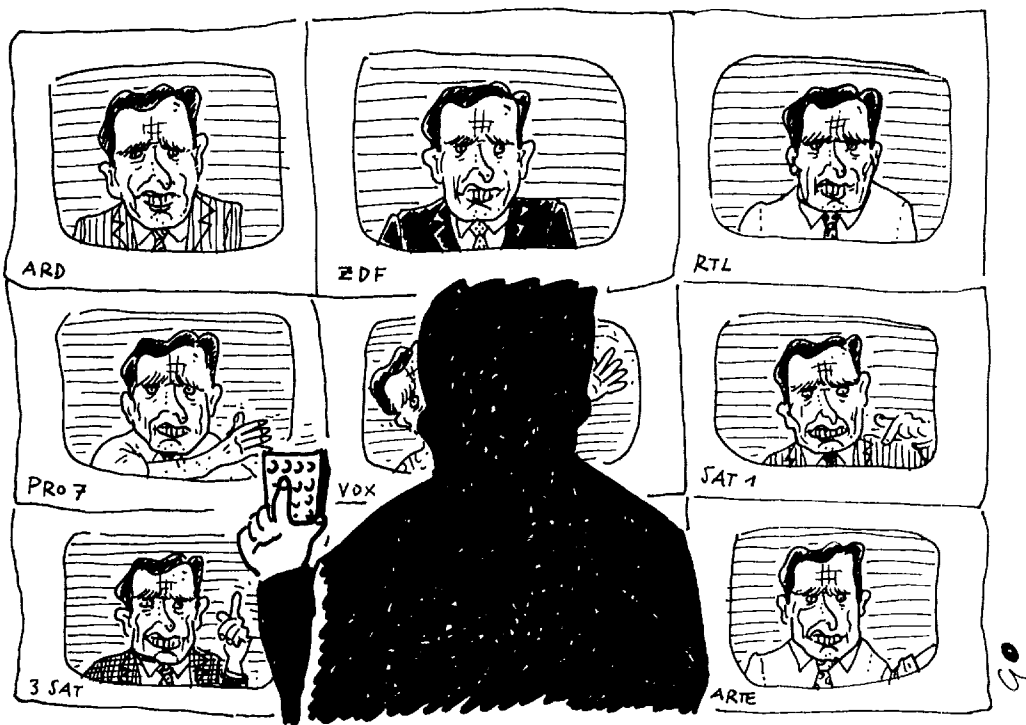
Wenn das die Gelegenheiten sind, zu denen im Deutschland der Bundesrepublik sich kollektive Begeisterung ausbreitet, Politiker das Tremolo in die Stimmen bekommen, die Glocken geläutet und Dankgottesdienste abgehalten werden, dann ist es, bei allem auch hier zu beobachtenden deutschen Fanatismus, deutscher Wut, es der Welt zu zeigen, deutscher Übertreibungslust bei der Organisation aller Maßnahmen, ein wenig besser geworden als früher. Was immer die Staatsraison der Bundesrepublik ist, sie ist – und das schließt auch die Bundeswehr ein – eine zivile.

PETER MERSEBURGER

Unser liebes Kraftgenie

Prügel bezieht er, daß es kracht. Chamäleon wird er geschimpft, das seine Farbe wechselt mit dem Untergrund, auf dem es gerade kriecht. Heuchler hallt es von rechts gegen den Linken, weil er beim Volk Punkte sammelt, indem er die rechte Agenda stiehlt. Populist, schallt es von links, der sich an der reinen Lehre versündigt, heilige Parteiprinzipien aufgibt und den Wählern nach dem Munde redet. Selbstdarsteller, der sich mittels zahlloser Fernseh-Talkshows an die Macht schwatzen will und sich zu diesem Zweck alles erlaubt, wenn's nur gefällt; Stammtischredner, Zyniker, muskelprotzende Kraftnatur – das sind nur einige der Invektiven, mit denen man ihm ans Leder will. Inhaltlich sei dieser Mann Lotterie, hat ein altlinker Barde im Ruhestand gesagt.

Von wem anderen könnte die Rede sein als von Gerhard Schröder, der als Alleinunterhalter



SCHROEDER TOTAL

Karikatur: Harald Goldhahn

das übliche Sommertheater besorgt? Doch wenn die Sache so einfach wäre, wie die große Koalition der veröffentlichten Meinung immer behauptet, wenn dieser Mann, den's zu den Mikrofonen und vor die Kameras drängt wie die Motten zum Licht, sich wirklich um Kopf, Kragen und Kanzlerkandidatur redete, dann wären die endlosen Leitartikel wohl kaum die Druckerschwärze wert. Unbesorgt könnten seine Feinde das Ende ihres Angstgegners abwarten, weil sich der self-made-Kandidat beizeiten selbst ins Messer stürzen wird. Das Erstaunliche ist nur, daß dieser sturmfeste Niedersachsen nicht die geringsten Suizidgelüste zeigt, sondern auf beängstigend altdeutsche Weise zu denken scheint: Viel Feind', viel Ehr'. Je mehr die Gegner auf ihn einhauen, desto sicherer baut er seinen Vorsprung in Meinungsumfragen aus. Am Phänomen Schröder zeigt sich, wie groß die Kluft zwischen der veröffentlichten und der öffentlichen Meinung inzwischen geworden ist. Auch die Mitgliedschaft der SPD scheint Schröders rauhebeinigem Charme zu verfallen. Sie gerät damit in Gegensatz zur großen Schicht der Funktionäre, Anhängern der reinen Lehre, die partout behaupten wollen,

was er in Frage stellt: den Konsens der zivilen Wohlstandsgesellschaft der späten Altbundesrepublik, nach dem Bürgerrechte im Zweifel wichtiger sind als Ausländerkriminalität, die Einfühlung in die Psyche von Tätern und ihre Resozialisierung Vorrang hat vor der Sühne und der Sorge um die Opfer; der Konsens der *political correctness* schließlich, daß Deutsche nach Hitler ihre Interessen immer nur schüchtern zu vertreten haben und automatisch verdächtig ist, wer sie in aller Öffentlichkeit klar und deutlich benennt.

Schröder tritt als moderner Typ des SPD-Kanalarbeiters auf, der die Dinge beim Namen nennt, und er paßt damit kaum ins Gesinnungsmilieu der Öffentlichen Dienst- und Lehrerpartei, welche die SPD mit den 68ern geworden ist. Der Konflikt zwischen Apparat und Basis scheint gegeben: Nominieren die Delegierten einen anderen, könnte sich die Basis, die endlich den Mann mit den größten Gewinnchancen will, grollend abwenden. Stimmen sie für den Unbequemen, wird sich der Wähler fragen, ob Bundestagsfraktion und Parteiapparat im Zweifel hinter einem Kanzler Schröder stehen. Falls die SPD, wie ihr zu raten wäre, mit einer Regierungs-

mannschaft in den Wahlkampf zieht, mag dies das Irritationspotential lindern – aus der Welt wäre es damit nicht. Doch ist dies nur ein Teil des Problems, das sich mit Schröder stellt. Seine wachsende Popularität belegt nämlich die Schwäche seiner zahllosen Feinde auch innerhalb der SPD, und das hat mit unserem politischen Diskurs zu tun. Wenn Schröder sagt, es gebe nicht linke oder rechte, sondern nur richtige oder falsche Wirtschaftspolitik, spricht er aus, was der Wähler seit langem denkt. Jeder weiß, daß vier Millionen Arbeitslose, unsere Wirtschaft, unser Rentensystem nach Reformen geradezu schreien, aber der Parteienstreit jeden Ansatz dazu zunichte macht. Wird der Stil unserer politischen Auseinandersetzung angesichts des Reformstaus, vor dem wir stehen, nicht vollends zur Farce? Der Wähler mißtraut Norbert Blüm wie der SPD – Blüm, weil er dessen Absenkung der Renten auf 64 Prozent lange nach dem Jahr 2000 nicht als Garantie für die versprochene Rentensicherheit erkennen kann, der SPD schon gar, weil er die von ihr versprochene Beibehaltung des Rentenniveaus nicht für finanzierbar hält. Könnte es sein, daß das Volk klüger als unsere Politiker ist und an den Unterschied von links und rechts nicht mehr glaubt?

Kein Wunder, daß in einer solchen Situation jemand reüssiert, der sich als Pragmatiker gibt und sagt, was Sache ist. Der mit Managern kann und sich um sie bemüht, weil er weiß, daß ihr Mißerfolg die Arbeitsplätze seiner Wähler kostet. Der sich auf das Machbare konzentriert, der wie Tony Blair in England *law and order* als berechtigtes Interesse des kleinen Mannes wiederentdeckt und auf die sozialdemokratische Agenda setzt. Damit scheint er allen überlegen, die die alte sozialdemokratische und längst irrealen Kunstwelt fortschreiben möchten, so ehrenwerte Gründe dafür auch immer anzuführen sind – und dafür steht noch immer Oskar Lafontaine. Und doch bin ich mir nicht sicher, ob Schröder der richtige Kandidat für die größte Oppositionspartei ist – noch nicht. Um das heute zu entscheiden, fehlen einfach Angaben über Programm und Substanz einer möglichen Politik, die Schröder bis heute schuldig geblieben ist. Allerdings steckt er da in der Falle: Sagt er offen, welche grausame Regenerationskur er für unerlässlich hält, kommt er zwar nicht mit den Wählern, aber mit den Funktionären der eigenen Partei in Streit. Die SPD ist noch immer eine Programmpartei, ihr Funktionärskörper weitgehend ideologisch orientiert, doch gerade programmatisch hat der Macher Schröder in der SPD bisher wenig bewirkt. Hier liegt der große Unterschied zu Tony Blair: Der hat seine Partei in langen Jahren umgekrempelt, in zähem

Kampf aus Labour *New Labour* gemacht, so daß es einen Gegensatz zwischen Spitzenkandidat und Parteimehrheit nicht gibt. Sollte Schröder also zum Kandidaten gekürt werden, dann hoffentlich bald, damit er sich mit seinen Ideen in der Partei durchsetzen und das Wahlprogramm entscheidend mitgestalten kann. Nur dann würde sich der programmatische Nebel um das Phänomen Schröder heben, nur so würde der Wähler erfahren, wofür ein Kanzler Schröder wirklich stünde. Er dürfte dann auch sicherer sein, daß die eigene Partei diesem SPD-Kanzler die nötige Unterstützung gibt.

Zuvor freilich müßte Schröder einen Widerspruch ausräumen, für den er selbst gesorgt hat, als er Rot-Grün als mögliche Koalition vorschlug, zugleich jedoch Meinungen äußerte, die ihn als Kanzler in den Augen der Grünen gründlich disqualifizieren. Gehört er deshalb, für die Zeit des Wahlkampfes zumindest, eher auf die Reservebank – als möglicher Chef oder Partner einer großen Koalition, falls das Wahlergebnis ein solches Bündnis nahelegen sollte? Ohne sie, scheint mir, wäre alles, was ein Schröder für nötig hält, in unserem Land des politischen Zwangs- und Dauerkonsens' ohnehin nicht durchsetzen.

INGEBORG SIGGELKOW

Arbeitslosigkeit und Zeiterleben

Als das Phänomen Massenarbeitslosigkeit zum ersten Mal Gegenstand der wissenschaftlichen Analyse wurde, in der 1933 veröffentlichten und »klassisch« zu nennenden Marienthal-Studie von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel, fand bereits ein Aspekt Beachtung, der in seiner Bedeutung für Individuum und Gesellschaft nicht unterschätzt werden darf: das Zeiterleben. Bei Arbeitslosigkeit führt der Verlust der Arbeitszeit nicht zu einem Gewinn an Freizeit. Stattdessen erweist sich, wie die Marienthal-Forscher feststellten, diese Freizeit als »tragisches Geschenk«. So hätten die Arbeiter, losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt, die materiellen und moralischen Möglichkeiten eingeübt, die Zeit zu verwenden. Sie, die sich nicht mehr beeilen mußten, würden auch nichts mehr beginnen und allmählich aus einer geregelten

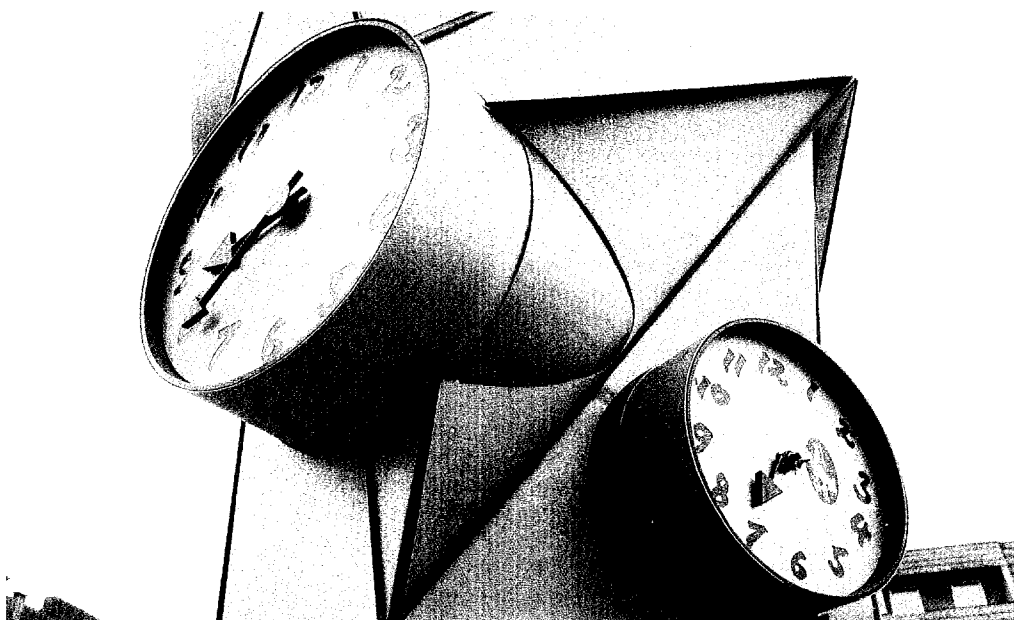
Existenz ins Ungebundene und Leere abgleiten. Wenn sie Rückschau hielten über einen Abschnitt dieser freien Zeit, dann falle ihnen nichts ein, was der Mühe wert wäre, erzählt zu werden. Seit dieser Studie sind zu der Thematik »Arbeitslosigkeit und Zeiterleben« etliche Untersuchungen durchgeführt worden, die, wie die zwischen Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre erschienenen Arbeiten von Klaus Heinemann, zu weiteren Differenzierungen geführt haben. Heinemann befaßte sich empirisch mit dem durch Arbeitslosigkeit gewandelten Zeitbewußtsein einzelner Gruppen wie arbeitslosen Frauen oder arbeitslosen Jugendlichen. Dabei legte er einen differenzierten Zeitbegriff zugrunde, indem er beispielsweise die sich verändernde »Zeitrationalität« und den »Zeithorizont« eines von Arbeitslosigkeit betroffenen Menschen untersuchte.

Charakteristikum der Zeitordnung in modernen Gesellschaften ist ein ereignisunabhängiger, abstrakter Zeitbegriff. So bemerkt Heinemann, daß Zeit nicht mehr als Veränderungen in der Natur bewußt, sondern als lineare Abfolge von Zeitpunkten konstruiert würde. Zeit, so der Autor weiter, würde zunehmend als Uhrzeit verstanden und Grundlage für die zeitliche Rationalisierung von Lebensvorgängen. Zeit würde neutral gegenüber Ereignissen; Zeitbewußtsein, das Erleben von Veränderungen und Bestand, von Rhythmus und Konstanz sei nicht mehr an eine aus einem konkreten Geschehen entwickelte Zeitstruktur gebunden. Diese Zeitstruktur hat insofern Auswirkungen auf individuelle Entscheidungs- und Handlungsprozesse, als die Ereignisunabhängigkeit des abstrakten Zeitbegriffs das Individuum dazu zwingt, die eigene Zeit zu verwalten und eigenständig Entscheidungen über ihre Verwendung zu treffen. Wird Zeit, wie bei einem Berufstätigen, als knapp erfahren, so wird sie eingeteilt und aufgrund alternativer Verwendungsmöglichkeiten »rationalisiert«: eine Hierarchie von Dringlichkeiten bestimmt die Reihenfolge der Handlungen. Wie stark die Berufsarbeit bzw. der Wechsel zwischen Arbeitszeit und Freizeit die Zeiteinteilung eines Menschen beeinflußt, wird deutlich am Zeitverhalten von Rentnern und Pensionären. Obwohl diesem Personenkreis quantitativ mehr Zeit als früher zur eigenen Gestaltung zur Verfügung steht, wird diese Bereicherung nicht immer als Segen erlebt. Nicht selten muß eine zeitliche Strukturierung des Alltags neu erarbeitet werden.

Bedeutung für den Zeithorizont des Menschen besitzt die Zeitachse Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft, deren Linearität dem abstrakten Zeitbegriff zugrundeliegt. Aufschluß

über den jeweiligen Zeithorizont eines Menschen gibt die Differenziertheit der Zeitperspektiven bzw. die Tiefenschärfe für vergangene und zukünftige Handlungen. Eine ausgeprägte Zeitperspektive hinsichtlich der Dimension Zukunft korreliert mit der Kompetenz, planerisch zu denken und Folgen gegenwärtigen Handelns vorwegzunehmen. Nicht nur dem Planen ist eine Erfüllungsgewißheit eigen, sondern auch dem Hoffen, wobei ein wesentlicher Unterschied im Grad der Rationalität besteht. In der Arbeitslosigkeit wird sowohl der rationale als auch der perspektivische Umgang mit Zeit erschwert. Ähnlich wie Gefangenschaft führt Arbeitslosigkeit zu Störungen des Zeiterlebens, wie Hartmut Salzwedel schon 1988 herausgearbeitet hat. Es lassen sich zwei Merkmale benennen, die sowohl das Zeiterleben des Gefangenen als auch des Arbeitslosen bestimmen. Das erste Merkmal ist ein Mangel an Zeitknappheit, der in Verbindung mit einem bestimmten Persönlichkeitstypus das Handlungspotential beeinträchtigt. Das zweite Merkmal besteht in einer Entwertung der Gegenwart. Sowohl der Gefangene als auch der Arbeitslose tendieren dazu, der Gegenwart auszuweichen, Zuflucht in einer irrealen Zukunft oder Vergangenheit zu suchen. Durch die Flucht in andere Zeiträume tritt ein Realitätsverlust ein, der – ebenso wie der Mangel an Zeitknappheit – Handlungsrelevanz besitzt. Die sowohl vom Arbeitslosen als auch vom Gefangenen gemachte Erfahrung einer Handlungsohnmacht kann Irrationalismen begünstigen. In harmlosen Fällen äußern sich derartige Irrationalismen etwa darin, daß anstelle eines Berufsberaters ein Orakel befragt oder daß eine Wunschvorstellung für die Wirklichkeit gehalten wird.

Hinsichtlich der Zukunftserwartung werden nicht nur das Abstraktionsvermögen eines Arbeitslosen, sondern auch seine emotionalen Fähigkeiten beeinträchtigt. Heinemann meint dazu, der Verlust des Arbeitsplatzes und Arbeitslosigkeit bedeute zunächst, daß Erwartungen, Wünsche und Pläne vereitelt würden, Bedürfnisse unbefriedigt blieben und, da Erwartungen, Wünsche und Pläne stets auf die Zukunft gerichtet und in eine Zeitperspektive eingelagert seien, dem einzelnen würde insgesamt ein Stück Zukunft versagt. Unstrittig hat die Langzeitarbeitslosigkeit Auswirkungen auf das Zeiterleben und das Handlungspotential eines Menschen. So gelten in der aktuellen Arbeitslosenforschung z. B. das Zeiterleben und das Gefühl der Nützlichkeit als die Hauptindikatoren für die subjektive Wahrnehmung von Arbeitslosigkeit, denn diese Indikatoren zeigen an, ob und wie weit die Arbeitslosen ihr Han-



Ein abstrakter Zeitbegriff strukturiert unseren Alltag. Arbeitslosigkeit beschädigt dieses individuelle Zeiterleben.
Foto: JOKER/Rainer Steußloff

deln in der Arbeitslosigkeit als sinnvoll erleben. Martin Kronauer und Berthold Vogel äußern sich in ihrer 1993 veröffentlichten Studie in diesem Sinne. Sie stellten fest, daß das eigene Handeln im Alltag als sinnvoll zu erleben, für denjenigen etwas anderes bedeute, der seine Arbeitslosigkeit in die eigene Erwerbsbiographie integrieren zu können glaubt, als für den Arbeitslosen, der sich bereits der Gefahr ausgesetzt sieht, in seinen Lebensplänen zurückstecken und seine soziale Laufbahn korrigieren zu müssen. Anzumerken ist, daß auch neuere Forschungen bei einer Thematisierung von Zeiterleben und Arbeitslosigkeit der traditionellen Einteilung in Arbeitszeit und Freizeit verhaftet bleiben.

Um die Veränderungen, die auf dem Arbeitsmarkt vor sich gehen, analysieren zu können, bedarf es nicht nur eines differenzierten Zeitbegriffs. Zur Disposition steht ein neuer Arbeitsbegriff, denn die bisherige Dichotomie Arbeitszeit – Freizeit wird der Komplexität der gesellschaftlichen Vorgänge nicht mehr gerecht. Dies beginnt bereits bei zentralen Begriffen der Arbeitsverwaltung wie dem Begriff der Langzeitarbeitslosigkeit. Abhängig vom jeweiligen Kontext wird darunter folgendes verstanden: wer mindestens seit vier Monaten (aktueller Stand) als Arbeitssuchender beim Arbeitsamt geführt wird, gilt als Langzeitarbeitsloser; bei einer Arbeitslosigkeit von bis zu vier Monaten handelt es sich um Kurzarbeitslosigkeit. Dieser Vier-

monatsschnitt besitzt Relevanz hinsichtlich der Zumutbarkeit, da nach dem Arbeitsförderungsgesetz (AFG) Langzeitarbeitslose damit rechnen müssen, vom Arbeitsamt in eine Tätigkeit unterhalb ihres bisherigen Qualifikationsniveaus vermittelt zu werden, wobei auch eine Verringerung des Einkommens oder längere Wegezeiten zumutbar sind. Im allgemeinen jedoch gelten Arbeitslose als langzeitarbeitslos, wenn sie ein Jahr und länger als arbeitssuchend registriert sind. Für Ende der 80er Jahre weist die Statistik in den alten Bundesländern bei den Langzeitarbeitslosen einen Anteil von etwa 30 Prozent aller Arbeitslosen aus.

Die begriffliche Unschärfe hinsichtlich des Arbeitsbegriffs erschwerte bislang eine adäquate Reaktion auf den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel, der bereits vor der Vereinigung Deutschlands eingesetzt hatte. Gemeint ist der Transformationsprozeß, der alle hochentwickelten Industrieländer erfaßt hat und dessen Charakteristikum eine Verschiebung der Wertschöpfung und der Zahl der Erwerbstätigen innerhalb der wirtschaftlichen Sektoren bedeutet. Aufgrund der Einführung neuer Technologien vollzieht sich gegenwärtig ein Prozeß, der, ähnlich wie im 19. Jahrhundert, die Qualität und Anzahl von Arbeitsplätzen verändert.

Nach wie vor lassen sich die wirtschaftlichen Sektoren in drei Bereiche gliedern: primärer Sektor (Land- und Forstwirtschaft, Fischereiwesen), sekundärer Sektor (industrielle

Arbeitsplätze) und tertiärer Sektor (Dienstleistungen). Innerhalb des primären Sektors ist seit dem 19. Jahrhundert, korrelierend mit der Zunahme von Industriearbeitsplätzen, eine Abnahme von Arbeitsplätzen zu verzeichnen. Für den Zeitpunkt 1989/1990 wird für den primären Sektor in der Bundesrepublik ein Wertschöpfungsanteil von 1,7 Prozent ausgewiesen; der Anteil der Erwerbstätigen beträgt 3,7 Prozent (Zum Vergleich: Um 1850 trugen ca. 55 Prozent der Erwerbstätigen etwa 47 Prozent zur Wertschöpfung bei.). Seit ca. 1970 liegt sowohl die Zahl der Erwerbstätigen als auch der Anteil an der Wertschöpfung im tertiären Sektor vor dem sekundären Sektor.

Arbeitsbegriffe, welche die Industriekulturen maßgeblich bewirkt und geprägt haben, stehen jetzt durch den Wandel dieser Industriekulturen zur Disposition. Unter Arbeit ist mehr zu verstehen als es die Gleichung »Arbeit = Erwerbsarbeit« suggeriert. Bennina Orendi weist in ihrem 1990 erschienenen Aufsatz darauf hin, daß mit der Annahme einer *Dualität* von Arbeit und Freizeit unser Alltag nur unzureichend erfaßt werden könne. So zeige sich in der Forderung nach einer Umverteilung der Arbeit auf beide Geschlechter, daß Arbeit und Nicht-Arbeit in ihren Zusammenhängen neu zu überdenken seien. Denn gefordert sei neben der Umverteilung der Erwerbsarbeit auch eine neue Arbeitsteilung in der Hausarbeit, der Freiwilligenarbeit und der politischen Arbeit – von Aufgaben also, die meist nicht in die Analyse der Arbeit einbezogen, sondern, wenn auch mit definitorischen Schwierigkeiten, der Freizeit zugeordnet würden. Die Konzeption einer zusätzlichen Sozialzeit geht zurück auf Spescha, der bereits 1981 versuchte, die Polarisierung von Arbeitszeit und Freizeit aufzubrechen. Leitend ist der Gedanke einer solidarischen Identitätserfahrung als Sinnerfahrung in dem dritten Arbeitsbereich, in dem wie in den erstgenannten Bereichen soziales Handeln stattfindet.

Durch die seit Jahren anhaltend hohe Arbeitslosigkeit vollzieht sich in der Bundesrepublik gegenwärtig ein Spaltungsprozess, der für viele Menschen nicht nur eine Ausgrenzung vom Arbeitsmarkt bedeutet, sondern eine Einschränkung der gesellschaftlichen Partizipationsmöglichkeiten einschließt. Die schon erwähnten Autoren Kronauer und Vogel erkennen in der Zugehörigkeit zur sozialen Schicht der Dauerarbeitslosen drei charakteristische Merkmale: zum einen die Begrenztheit der Lebenschancen, indem der Zugang zu (formeller) Erwerbsarbeit versperrt ist; zum zweiten keine Möglichkeit mehr zu sehen, diesen Zustand durch eigenes Handeln am Arbeitsmarkt zu verändern; und

schließlich in dem Bewußtsein zu leben, nicht mehr zur Gesellschaft zu gehören, die eine Gesellschaft der und für die Erwerbstätigen ist. Bedeutet Arbeit immer auch ein Stück an sozialer Realität, so könnte das Konzept der Sozialzeit, wie Orendi es sieht, bewirken, Arbeit nicht nur im Kontext der Erwerbsarbeit zu sehen. Arbeit würde danach als die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Aufgaben und deren Bewältigung in einem kollektiven Prozeß verstanden. Man könnte sich damit auch einer anderen, angemesseneren Einordnung von politischer und kultureller Arbeit nähern – denn, so Orendi, soziales, politisches und kulturelles Handeln wird schwerlich weiterhin dem gängigen Freizeitverständnis zuzuordnen sein.

Daß Erkenntnis und Erlebnis zweierlei sind, das werden in den neuen Bundesländern diejenigen bestätigen können, die durch Einführung der neuen Wirtschaftsstruktur ihren Arbeitsplatz verloren haben. Der unvorbereitete Arbeitsplatzverlust, der viele Menschen in den neuen Bundesländern durch die Vereinigung Deutschlands betroffen hat, wurde thematisiert auf dem Symposium *Auseinandersetzungen mit Verlustserfahrungen*, das das ZENTRUM FÜR GERECHTIGKEITSFORSCHUNG an der Universität Potsdam im Januar 1995 durchführte. Welchen Stellenwert Arbeit für den Menschen besitzt, wird an den Verarbeitungsformen sichtbar, mit denen Arbeitslose auf ihre neue Lebenssituation reagieren. Der Verlust des Arbeitsplatzes wird vom Betroffenen als Ungerechtigkeit erlebt, und die Erfahrung einer damit verbundenen Handlungs-ohnmacht führt in eine Opferrolle. Hinsichtlich der Verlaufsformen von Arbeitslosigkeit unterschied Thomas Kieselbach auf dem Symposium zwischen drei Phasen der Viktimisierung: die primäre ist gekennzeichnet durch Schlaflosigkeit und Unruhe. In der zweiten Phase verschärft sich die Krisenerfahrung. Der Arbeitslose hat den Eindruck, sozial ausgegrenzt zu werden. In der dritten Phase schließlich sind bereits psycho-soziale Schäden feststellbar. Es kommt zu nichtangemessenen Bewältigungsformen, die, wie zum Beispiel in Bewerbungssituationen, das Risiko erhöhen, nicht eingestellt zu werden. Diese Verlaufsteilung läßt den Schluß zu, daß bei Langzeitarbeitslosen die Gefahr einer Selbstschädigung besteht und sich diese Entwicklung im Kern als irreversibel erweist.

Das Phänomen Massenarbeitslosigkeit stellt keine Naturkatastrophe dar, die sich als »Strafe Gottes« interpretieren ließe. Vielmehr ist ein Arbeitsbegriff zu entwickeln, der die Dichotomie Arbeitszeit – Freizeit überwindet und eine gerechtere Verteilung gesellschaftlich notwendiger Arbeit bewirkt.

Gothaer

Für manche Kunden sind wir eine Versicherung. Für andere ein Finanzexperte, ein Sicherheitsspezialist, ein Umweltfachmann oder einfach ein vertrauensvoller Partner.

Die Gothaer ist ein serviceorientiertes Unternehmen, das bedarfsgerechte Problemlösungen zu leistungsgerechten Preisen anbietet – nicht alles für jeden, sondern individuelle Angebote für den einzelnen. Das ist die Philosophie, die unser Denken und Handeln seit über 175 Jahren bestimmt. Optimale Beratung ist deshalb unser oberstes Gebot.

*Versicherungen
Kapitalanlagen
Finanzierungen*

Gothaer
Versicherungen

Thema: Ende der Politik?

STREITGESPRÄCH ZWISCHEN NORBERT BOLZ UND CHRISTOPH TÜRCKE

»Wir müssen den Speicher wieder freibekommen«

*Am 30. Mai d.J. veröffentlichte der Essener Kommunikationsprofessor **Norbert Bolz** in der ZEIT seine Thesen zur »Sinngesellschaft«, so der Titel seines aktuellen Buchs, und zum Ende des klassischen Politikbegriffs. Der Leipziger Philosophieprofessor **Christoph Türcke** bezeichnete in seiner Antwort Bolz daraufhin als »Blasebalg des Unfugs«.*

Grund genug, die beiden an einen Tisch zu bitten und über den Sinn des Unsinn debattieren zu lassen. Die leitende Frage war: Wie lassen sich angesichts der Komplexität gesellschaftlicher Vorgänge künftig Prozesse steuern?

*Für die NG/FH moderierte der Bonner Publizist **Michael Köhler** das Streitgespräch, das zuvor bereits vom SWF-Hörfunk (S 2 Kultur, Forum) ausgestrahlt worden ist.*

NG/FH: »Fitze, fitze, fatze«, ein Schlager des Blödelbarden Helge Schneider, ist das das fortgeschrittene Stadium von Kulturkritik heute?

Bolz: Die Frage ist zwar sehr schön und verlockend formuliert, aber ich muß mit nein antworten. Denn natürlich ist Helge Schneider kein Kulturkritiker, und ihn gut zu finden, ist auch keine Form von Kulturkritik. Darum kann es sicher nicht gehen. Ich glaube, wir müssen umgekehrt fragen, ob Kulturkritik überhaupt noch einen Gegenstand und einen Sinn haben kann, wenn wohlgemerkt nicht die Idioten, sondern die Intellektuellen zunehmend Geschmack am Nonsens finden. Wenn Nonsens offensichtlich eine Art befriedigende, auch intellektuell befriedigende Kultur ist, und wenn umgekehrt die klassische Kulturkritik immer dröger, langweiliger und spröder wird, offensichtlich nur noch in irgendwelchen ökologischen Nischen der Massenmedien dahinvegetieren kann. Also würde ich die Frage lieber umadressieren und zurück-

fragen: Ist die intellektuelle Lust an Helge Schneider, Harald Schmidt und ähnlichen nicht ein deutliches Zeichen dafür, daß es so etwas wie verbindliche Kulturkritik gar nicht mehr gibt?

Türcke: Ist das eine intellektuelle Lust, Herr Bolz? Das kann ich nun überhaupt nicht finden. Das mag eine Lust der Intellektuellen sein, aber wenn sie diese Lust haben, dann haben sie weitgehend aufgehört, Intellektuelle zu sein. Dann mögen sie sich noch so nennen, aber ich kann nicht erkennen, daß sie das in irgendeiner Weise noch sind, sondern sie geben dann relativ freimütig eine Form von Armutszeugnis von sich. Und insofern sagt das Gutfinden von »Fitze, fitze, fatze« natürlich etwas aus über den Stand von Intellektuellen, aber nichts über wirklich intellektuelle Lust.

NG/FH: Macht Unsinn frei?

Bolz: Ja!

Türcke: Es kommt darauf an. Es macht nicht jeder Unsinn frei. Da wäre eben gerade zu unterscheiden zwischen dem Unsinn, der unfrei macht, und dem, der frei macht. Überhaupt keine Frage, daß es den gibt, und die Dadaisten würde ich für ein klassisches Beispiel dafür halten. Ich wehre mich aber strikt dagegen, eine gerade Linie von denen bis zu Helge Schneider, Hape Kerkeling oder anderen zu ziehen. Das ist ungefähr so, wie wenn man auf einen Zentiliter Wein drei Liter Wasser kippt und sagt, das ist immer noch im Grunde der gleiche Wein.

Bolz: Das Problem ist doch das der Unterbietungslogik. Ich meine, wir sehen das an vielen Bereichen unserer Kultur und Gesellschaft, daß man nur noch mit Unterbietungen operieren kann. Nehmen Sie nur die hehre Gegenwelt zu unserer Unsinnskultur, nämlich die Kunst. Auch die Kunst hat spätestens mit Duchamps gesehen, daß man die von der modernen Kunst gesetzten Niveaus nicht mehr überbieten



Vor dem Rededuell: Norbert Bolz (l.) und Christoph Türcke (r.). Moderator Michael Köhler hält die Mitte.

Foto: Angelika Klein

kann. Man kann nicht noch mehr bieten. Was blieb also danach? Nur noch systematische Unterbietung bis zu Jeff Koons. Für mich ist Jeff Koons in der Kunst ein Parallelphänomen zu Helge Schneider im Unterhaltungssektor. Durch ständiges »wir müssen absolut modern sein«, was man hundert Jahre praktiziert hat, kommen wir keinen Schritt weiter.

NG/FH: Wird das Ende der Geschichte ästhetisch oder vernünftig-kritisch enden?

Türcke: Von einem Ende der Geschichte zu reden ist ohnehin eine außerordentlich kühne Angelegenheit, weil wir in der Tat nicht voraussehen können, was passiert. Auch wenn wir ganz bestimmte Tendenzen feststellen können.

NG/FH: Aber im Bolz'schen Sinne ist das Reden vom Ende der Geschichte ja die Kritik an einer naiven Form von Progressivismus.

Türcke: Wobei er allerdings nach wie vor einen, wie ich finde, recht bemerkenswerten Geschichtsoptimismus zur Schau stellt.

Bolz: Ja natürlich, »Ende der Geschichte« kann man sehr sehr optimistisch und positiv deuten, sofern wir eben diese Auf-

forderung endlich hinter uns haben, irgendein philosophisches Projekt der Moderne zu vollenden und weitere ABM-Stellen für Trauerarbeiter einzurichten, die darüber jammern, daß wir es noch nicht geschafft haben.

Türcke: Dafür würde ich auch keine ABM-Stellen einrichten.

Bolz: Ende der Geschichte heißt ja, wenn man das positiv faßt: Wir haben die Features für eine moderne Gesellschaft entwickelt, von denen wir uns nicht ernsthaft vorstellen können, daß sie noch überbietetbar sind. Kurzum: Es ist im Moment kein einziger Gedanke, kein einziges Projekt greifbar, daß ernsthaft gegen die Konstellation Kapitalismus, liberale Gesellschaft, formale Demokratie ankommen könnte. Kein ernsthafter Mensch wird irgendeine Variante dazu im Moment anbieten. Und genau das ist mit Ende der Geschichte gemeint.

Türcke: Und deswegen soll man nicht mehr über die weltweiten Gestehungskosten reden?

Bolz: Nein, Sie haben natürlich recht. Aber der Punkt ist, um bei Ihren Beispi-

len zu bleiben, daß die Arbeitslosen nicht zum System Wirtschaft und die faschistischen Bewußtseine nicht zum System bundesrepublikanische Gesellschaft gehören. Das ist ja das Ärgerliche und Irritierende, daß unser System phantastisch hat funktionieren können nach '45 und immer noch eine Art Modellfunktion hat, obwohl die Faschisten nach wie vor mit ihren ungewandelten Bewußtseinen weiter mitgearbeitet haben. So wie wir heute auch erschüttert, erschreckt, aber eben auch fasziniert beobachten können, daß offensichtlich die Frage nach den Arbeitslosen mit der Frage nach dem Funktionieren der Wirtschaft fast nichts zu tun hat.

Türcke: Aber das ist doch absurd, Herr Bolz.

Bolz: Nein, das ist nicht absurd, sondern das zeigt, was es mit der Komplexität der Gesellschaft auf sich hat. Daß brennendste Probleme existentiellster Art, die schlimmsten Zumutungen, die es an Menschen überhaupt gibt, nämlich ohne einen Beruf existieren zu müssen, noch nicht einmal hungern, sondern einfach dahinvegetieren zu müssen durch Sozialhilfe und ähnliches, daß die nichts kausal zu tun haben mit dem Funktionieren von Wirtschaft.

Türcke: Aber die Arbeitslosen haben am meisten damit zu tun. Das sind diejenigen, die vom Arbeitsmarkt, der eben ein Ort der Selektion ist, ausgeschlossen worden sind. Damit sind sie aber im System drin.

Bolz: So wie die Leute, die in den Favelas wohnen, von der modernen Gesellschaft ausgeschlossen sind.

Türcke: Die sind nicht von der Gesellschaft ausgeschlossen worden, sondern von all ihren Privilegien. Sie sind in der Gesellschaft mehr drin, nämlich in ihren Zwängen als all die anderen. Das ist doch der Witz.

Bolz: Herr Türcke, ich halte doch keine Lobrede darauf, daß Menschen unterprivilegiert und ausgeschlossen sind.

NG/FH: Er beschreibt die Teilsysteme einer Gesellschaft. Und der Punkt ist jetzt, welches System instruiert ein anderes System?

Bolz: Keines kann ein anderes instruieren.

Türcke: Dann ist doch der Systembegriff Wirtschaft, den Sie meinetwegen von Herrn Luhmanns Systemtheorie entlehnt haben mögen, selbst problematisch, wenn die Arbeitslosen nicht zum System Wirtschaft gehören. Sie gehören in einer ganz furchtbaren Weise dazu, in einer anderen nicht. Sie sind ausgeschlossen von Privilegien. Aber dann muß man den Systembegriff in Frage stellen und nicht sagen, die haben damit nichts zu tun.

Bolz: Ja meinen Sie, indem man Systembegriffe, die zu beschreiben versuchen, wie die Welt in den letzten zwanzig, dreißig Jahren funktioniert hat, ersetzt, womöglich durch alte Begriffe wie gesellschaftliche Totalität, Vernunft oder Einheit, daß uns das weiterbringt? Das heißt doch, daß man also geistig zurück ins 19. Jahrhundert geht, um das 21. zu beschreiben. Das einzige, was das bringt, ist eine Moralisierung bestehender Verhältnisse, und das heißt wieder Abschied nehmen von einer vernünftigen, transparenten oder überhaupt Orientierung ermöglichenden Beschreibung der Gegenwart. Kurzum: Ich will doch nicht darauf hinaus, das gutzuheißen, was läuft, sondern ich will darauf hinaus, daß gerade wir, die Intellektuellen, immer noch Gefangene der Begriffe des neunzehnten Jahrhunderts sind, die es uns ermöglichen, Folgeprobleme der Modernisierung zu moralisieren. Und da sind leider Gottes die Massenmedien absolut führend, weil sie in der Moralisierung ein elegantes und vor allen Dingen auch im Senderahmen sehr gut unterbringbares Mittel gefunden haben, um mit extremer Komplexität einfach umzugehen.

NG/FH: Noch einfacher gesagt, Moralisierung verhindert die Stiftung von Neuem. Eine Art Realpragmatismus amerikanischer Couleur täte da not.

Bolz: In der Tat. Also ich würde sagen: Die Abrüstung der Begriffe des 19. Jahrhunderts ist der erste Schritt zu einer genaueren Beschreibung der Gegenwart. Und darum kämpfen wir im Moment. Das intellektuell vorrangigste Interesse mußte im Grunde dies sein, *the state of the art*



Intelligente Lust am Nonsense oder Ausverkauf der Intellektualität?! Helge Schneider

Foto: Cinetext/GAL

genau zu beschreiben. Was ist der Stand der Dinge, das ist rätselhafter denn je.

NG/FH: Herr Türcke, ist das der Ausverkauf von Negation, von Widerspruch, von kritischem Bewußtsein?

Türcke: Das ist zunächst mal ein ganzes Stück Amnesie, das heißt auch Vergessen von ganz bestimmten Dingen.

Bolz: Richtig, man muß vergessen, um zu beschreiben.

Türcke: Da wäre ich doch ganz stark im Zweifel, denn die Form des Vergessens von Geschichte, die wir gerade in Deutschland durchgemacht haben, kann kein Modell sein dafür, wie wir uns in Zukunft verhalten könnten.

Bolz: Aber hat der Appell des Erinnerns irgend etwas verändert oder gebracht? Ich wüßte nicht...

Türcke: Der Appell nicht, das Erinnern selber.

Bolz: Ich glaube, jahrzehntelang ist kein Appell häufiger formuliert worden als »Erinnert euch!«, »Gedenkt des Faschismus!«. Meines Erachtens hat das nichts bewirkt, das hatte überhaupt keine Effekte, außer daß es eine wunderbare Plattform der Moralisierung von Alltagssituationen geboten hat. Und vor allen Dingen gewisse Intellektuelle in die wunderbar privilegierte Position der Warner und Mahner gestellt hat. Leute, die sich vor

allen Dingen gerne in den Massenmedien, in der politischen Öffentlichkeit und mittlerweile auch an den Universitäten aufhalten. Das hat aber *de facto* nichts verändert. Und ich wüßte überhaupt nicht, wie so etwas geschehen soll, wie nachträgliche Veränderung von Bewußtsein irgendwie verbesserte gesellschaftliche Bedingungen schaffen soll. Angesichts dessen würde ich in der Tat ganz provokativ plädieren für Vergessen, um Gegenwart wieder in den Blick nehmen zu können. Nicht weil man gutheißt, was gewesen war, indem man vergißt, sondern weil man Zweifel daran haben darf, daß diese anannetischen Techniken auf Massenmedienniveau eine Art Kollektivpsychoanalyse leisten können. So wie man innerhalb der Individualtherapie längst von den psychoanalytischen klassischen Techniken abgekommen ist, aus pragmatischen Gründen, so müßten wir auch politisch von diesen Techniken des Warnens, Mahnens und Eingedenkens einmal wegkommen. Und das sage ich Aug' in Aug' mit dem natürlich singulären Sachverhalt, daß wir an etwas gemahnt werden zu erinnern, das in der Tat unvergleichlich ist in der Geschichte und das man in keinsten Weise bagatellisieren kann. Aber dennoch würde ich sagen: Wir fesseln uns dadurch so wie wir uns durch

Begriffe des 19. Jahrhunderts fesseln. Wir fesseln uns durch diesen stereotypen Dauerappell des Eingedenkens in unserer Fähigkeit, Gegenwart zu beschreiben und damit überhaupt erst in der Lage zu sein, Zukunft zu meistern oder selbst zu gestalten.

Türcke: Und dem setzten Sie also einen anderen Appell entgegen, nämlich den zu vergessen. Und der soll dann außerdem nicht bagatellisieren. Das halte ich für eine Art Quadratur des Kreises. Ich bin ja vollkommen damit einverstanden, daß der bloße Appell, sich zu erinnern, keineswegs schon irgend etwas bewirkt. Ich bin ferner auch der Auffassung, daß es in Deutschland in den Siebzigern, Achtzigern und Neunzigern so etwas wie eine Gedenkwt gegeben hat, die sich entwickelt hat. Aber ganz im Gegensatz übrigens zu den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren. In gewisser Weise hat diese Gedenkwt den Charakter des Negativs dieses Vergessens. Das ist auch richtig und trotzdem ist es nicht das geringste Argument dagegen, daß erinnert wird und daß in irgendeiner Weise diese Erinnerung in die Analyse der Gegenwart eingeht. Ohne das können sie das doch gar nicht leisten.

Bolz: Ich will gerade darauf hinaus, daß Erinnern und Vergessen dasselbe ist. Die Kraft der Erinnerung hängt ganz wesentlich an der Kraft des Vergessens. Und Herr Köhler wird glücklich sein, daß wir an dieser Stelle den Zusammenhang herstellen können mit unserem Ausgangsproblem »Sinn des Unsinn«. Es handelt sich sowohl bei dem Kult des Unsinn als auch bei der Kraft des Vergessens um eine Technik des Auslöschens. Sie müssen den Speicher wieder frei bekommen, um neue Eindrücke und Beschreibungen zu verarbeiten. Es gibt einen wunderbaren kleinen englischen Satz, der sich genau um dieses Thema dreht, Funktion des Unsinn, Funktion des Vergessens: »you can't live without an erasure«. Man kann einfach nicht existieren, wenn man nicht auch einmal einen Radiergummi im Kopf oder im Gemüt in Gang setzten kann, um wieder Freiraum für neue Notizen zu schaffen. Daran fehlt es uns, daran fehlt es dieser Kultur der Betroffenheit in

Deutschland. Und das ist eine der großartigen Leistungen von Nonsens. Da wird, wenn man so will, Speicherplatz gelöscht, da können dann wieder Neueintragungen vorgenommen werden.

Türcke: Da haben Sie natürlich einen Menschenbegriff, der eine Form von Psyche unterstellt, wie sie in der Wirklichkeit ja gar nicht funktioniert. Man kann doch nicht einfach mit dem Radiergummi ans wirkliche Gedächtnis rangehen. Und das findet in der Wirklichkeit gar nicht statt. Und was sie da tun, ist natürlich so eine Art mechanischer Ich-Begriff zu entwickeln.

Bolz: Nehmen Sie doch mal ein konkretes Beispiel. Sie Herr Türcke, nehmen wir mal an, Sie hätten früher Hegel gemacht, seien als Student Hegelspezialist gewesen. Nach zehn Jahren Hegelstudium kommt man dann endlich an den Punkt, zu sagen: »Mein Gott, so geht es nicht weiter. Ich mache ja ewig dasselbe.« Und irgendwann brauchen Sie dann den *erasure*. Sie müssen Hegel mal löschen können, jedenfalls aus diesem Vordergrundgedächtnis, das alle anderen Zugänge zur Wirklichkeit blockiert und dann machen Sie irgend etwas ganz anderes. Ist das nicht eine wahnsinnige Befreiung?

Türcke: Das mag in Ihrer persönlichen Biographie so gewesen sein. Vielleicht nicht mit Hegel, aber mit Adorno und mit Benjamin. Das können Sie nur nicht gesellschaftlich hochrechnen und sagen: »Weil das bei mir so gelaufen ist, und ich das persönlich als Befreiung empfunden habe, ist das auch so, und so funktioniert das eigentlich.«

Bolz: Also Sie können ohne Radiergummi leben?

Türcke: Ich würde manchmal gerne ein besseres Gedächtnis haben.

NG/FH: Noch mehr speichern?

Türcke: Ein bißchen. Das fänd ich manchmal ganz beneidenswert, wenn ich das könnte.

Bolz: Schauen Sie mal, wir haben doch den Computern nicht voraus, daß wir Gedächtnisleistungen erbringen können. Da sind wir ewig unterlegen, sondern wir können vergessen. Das können Computer nicht. Das ist unsere ganz große Fähigkeit.

Herzogs Adlonruck

Die Berliner Rede des Bundespräsidenten

Der Bundespräsident Roman Herzog hat am 26. April 1997 im Berliner Hotel Adlon eine Rede mit dem Titel *Aufbruch ins 21. Jahrhundert* gehalten. Die Rede ist vorher von Herzogs Mitarbeitern als aufrüttelndes Manifest angekündigt worden, von dem aus »durch Deutschland [...] ein Ruck gehen« werde. (Alle Zitate nach dem vom Bundespräsidialamt verbreiteten Vortragsmanuskript. Eigene Hervorhebungen sind durch einfache Anführungszeichen gekennzeichnet). Die Rede hat tatsächlich eine breite, aber merkwürdige Rezeption erfahren und anhaltende Diskussionen ausgelöst, so daß eine Auseinandersetzung jenseits aktueller Anlässe lohnt. Vertreter aller politischen Parteien stellten in der Folge fest, daß jeweils ihre eigene Partei den Aufforderungen des Bundespräsidenten genügen würde und also wohl die politische Konkurrenz mit der Rede angesprochen sein müsse. Tatsächlich bleibt in der Rede unklar, wer genau zu was aufgefordert werden soll. Trotzdem wurde die Rede überwiegend positiv aufgenommen. Das Bundespräsidialamt verbreitete in einer Mitteilung, daß in Reaktion auf die Rede über 4000 Briefe und unzählige Telefonate eingegangen seien, von denen 98 Prozent zustimmend gewesen seien. Nun zeigt schon die Reaktion der politischen Parteien und Verbände, daß Herzogs Vortrag für beliebige Interpretationen offen zu sein scheint. Man kann sich also fragen, zu was Bürger und Parteien so einhellig ihre Zustimmung geben.

Es bleibt zunächst unklar, welche These Herzog jenseits eines aufmunternden »es muß etwas geschehen« zugeschrieben werden kann. Nun kann man der Meinung sein, daß es weder Sinn noch Zweck einer politischen Rede ist, eine klare These zu vertreten. Wenn man annimmt, daß die politische Rede aufrütteln oder nachdenklich stimmen, zugleich aber »leer« sein könne, muß man voraussetzen, daß

die Angesprochenen wie Pawlowsche Hunde auf einige Stichworte reagieren, bei deren Nennung sie entweder in große Aktivität oder tiefe Nachdenklichkeit verfallen. Diese Vorstellung scheint nicht nur absurd, sondern auch nicht wünschenswert. Wir können von unseren politischen Funktionsträgern erwarten, daß sie in ihren Reden Thesen vertreten. Die Thesen mag man dann für richtig oder falsch halten; aber nur die Zuschreibung einer These erlaubt, daß man überhaupt Stellung nehmen kann.

I

Ich möchte eine Lesart der Herzog-Rede vorstellen, von der ich behaupte, daß sie, wenn nicht der Meinung des Bundespräsidenten, mindestens dem Redemanuskript entspricht. Man kann Roman Herzog die These zuschreiben, ein moderner Staat, genauer ein moderner Sozialstaat setze voraus, daß seine Bürger gleiche oder mindestens ähnliche Vorstellungen über Fragen der Verteilung von Ressourcen und Gütern haben. Diese These nenne ich eine kommunitaristische Sozialstaats-These. Als Kommunitaristen bezeichnet man jene Gruppe von Sozialwissenschaftlern und insbesondere Philosophen, die den Individualismus liberaler Theorien kritisieren und die Bedeutung der Gruppe für die Entwicklung des Individuums betonen.

Etwas grob kann man sagen, daß allen kommunitaristischen Vorschlägen gemeinsam ist, den in einer Gruppe geteilten Werten einen besonderen normativen Status zuzuschreiben. Statt von »geteilten Werten« kann man auch von einer gemeinsamen Praxis oder ähnlichen Wünschen und Lebensplänen sprechen, die Personen zugeschrieben werden. Wenn man diese Vorstellung auf Sozialstaatskonzepte überträgt (und genau dies tut Roman Herzog), dann hat das weitrei-

chende Konsequenzen für die Ausgestaltung sozialstaatlicher Maßnahmen. Sozialstaatliche Maßnahmen haben unter der Bedingung der Knappheit Verteilungseffekte; sie sind nicht moralisch neutral und also begründungsbedürftig. »Begründung« erfolgt im Rahmen kommunitaristischer Theorien unter Verweis auf die gemeinschaftliche Praxis der Mitglieder einer Gruppe. In einer Gesellschaft, in der sich die Menschen weitgehend über Verteilungsfragen einig sind, bedarf es keiner oder nur einer geringen staatlichen Intervention. Es gilt das Subsidiaritätsprinzip, d.h. auch die Frage nach distributiver Gerechtigkeit ist Gegenstand des privaten Verkehrs. Staatliche Maßnahmen würden hier eher zur Verzerrung der von allen geteilten Vorstellungen über eine »richtige« Verteilung führen. Für Gesellschaften von Menschen mit ganz unterschiedlichen Wünschen und Lebensplänen muß man, wenn man die These Herzogs teilt, wohl an der Möglichkeit von sozialstaatlichen Maßnahmen zweifeln. Oder aber man muß, wenn man den Sozialstaat verteidigt, bereit sein, die Verfolgung dieser unterschiedlichen individuellen Wünsche und Lebenspläne einzuschränken. Die Herzog zugeschriebene These enthält also auf jeden Fall »starken Tobak«.

Nun könnte man sagen, daß, selbst wenn meine Interpretation der bundespräsidentialen Worte zuträfe, Herzog die Zustimmung zur Rede recht gibt. Tatsächlich scheint sich eine überwältigende Mehrheit der Bevölkerung in wesentlichen Fragen der Politik einig zu sein. Nur die Parteien inszenieren einen Streit mit dem Ziel des Erhalts taktischer Positionen. Gegen diese Harmoniethese kann man allerdings einwenden, daß auch auf der Grundlage von 4000 Zuschriften keine repräsentativen Aussagen zur bundesrepublikanischen »Seelenlage« gewonnen werden können. Es ist sicher keine zu gewagte Voraussetzung anzunehmen, daß diejenigen, die Herzogs These nicht teilen, eher keinen Grund oder Sinn sehen, dem Bundespräsidenten zu schreiben. Es sei denn, sie hätten sich sehr geärgert. Aber es ist eben nicht klar, über was man sich bei dieser Rede eigentlich ärgern

sollte – nach der ersten Lektüre. Selbst die von Herzog gezeigten Bedenkenträger teilen den Ärger über langsame Verwaltungsvorgänge und viele nicht wirklich nachvollziehbare politische Konflikte. Warum also sich aufregen?! Die Aufregung lohnt, weil die kommunitaristische Sozialstaats-These Konsequenzen beinhaltet, die diskussionsbedürftig sind.

II

Diejenigen, so die Interpretationshypothese, die die einzelnen Aussagen der Herzog-Rede teilen, müssen tatsächlich die kommunitaristische Sozialstaats-These vertreten. Das Argument für diese Hypothese ist relativ einfach. Die kommunitaristische Sozialstaats-These ist die einzige Möglichkeit, die zentralen Aussagen des Textes konsistent zu interpretieren. Also sind Verteidiger der Rede gezwungen, entweder zuzugeben, inkompatible Meinungen zu vertreten, oder aber die starke These zu akzeptieren. Ausgangspunkt der Rede ist eine Frage: »Was ist los mit unserem Land? Im Klartext: Der Verlust wirtschaftlicher Dynamik, die Erstarrung der Gesellschaft, eine unglaubliche mentale Depression (...)« Ursache der Krise ist nach Herzog ein falsches Verständnis von Staatsaufgaben: »Allzuoft wird versucht, dem Zwang zu Veränderungen auszuweichen, indem man einfach nach dem Staat ruft; dieser Ruf ist schon fast zum allgemeinen Reflex geworden. (...) Der Staat und seine Organe sind der Komplexität des modernen Lebens – mit all seinen Grenz- und Sonderfällen – oft einfach nicht gewachsen, und sie können es auch gar nicht sein. Der Staat leidet heute besonders unter dem Mythos der Unerschöpflichkeit seiner Ressourcen. Man könnte das auch so sagen: Die Bürger überfordern den Staat, der Staat seinerseits überfordert die Bürger.« Unter den gegenwärtigen empirischen Bedingungen der Moderne ergibt sich – so könnte man diese Überlegungen paraphrasieren – eine Situation, in der zum einen vermehrt Gemeinschaftsaufgaben wahrgenommen und auf den Staat übertragen werden und in der zum



Hoteldiener Joseph Nyarko aus Ghana begrüßt die ersten Gäste im Adlon.

Foto: dpa/Karl Mittenzwei

anderen jeder einzelne gefordert ist, eigene Problemlösungsstrategien zu entwickeln. Die beiden zentralen Begriffe zur Beschreibung dieser Situation sind »Gemeinsinn« auf der einen und »individuelle Freiheit« auf der anderen Seite.

Mit dieser Präzisierung seiner ersten Antwort auf die Ausgangsfrage verläßt Herzog den engen theoretischen Rahmen des neoklassischen ökonomischen Modells, dessen Anhänger fehlende Effizienz theorieintern ausschließlich als Staatsversagen ausbuchstabieren und deshalb für eine Vielzahl bislang öffentlicher Aufgaben Marktlösungen empfehlen. Zwar fordert Herzog die individuelle Verantwortung am Markt, wenn er vor der Überforderung des Staates warnt, er mahnt aber zugleich zur Verantwortung auch in einem anderen Sinne. »Mit dem rituellen Ruf nach dem Staat geht ein (...) gefährlicher Verlust an Gemeinsinn einher.« Das

Argument der Überforderung zielt nicht auf die Abschaffung des Sozialstaates, sondern auf ein verändertes Verständnis von Staatsaufgaben im Sozialstaat. Verpflichtungen des einzelnen gegenüber der Gemeinschaft werden anerkannt; der Staat ist aber nicht geeignet, alle Gemeinschaftsaufgaben wahrzunehmen. Der funktionierende Sozialstaat kann nicht einfach über die Höhe der Staatsquote oder der staatlichen Ausgaben für sozialpolitische Maßnahmen gekennzeichnet werden, sondern über die Art der Absicherung im Staat oder, wie man dann vielleicht besser sagt, die Art der Absicherung in der staatlichen Gemeinschaft. Der Sozialstaat ist durch die Bürger überfordert, wenn er als Füllhorn für Partikularinteressen mißbraucht wird. »Gemeinsinn« ist nicht einfach als Beteiligung an demokratischen Abstimmungs- und Verhandlungsprozessen zu verstehen, bei de-

nen in einer pluralen Demokratie Kompromißlösungen ausgehandelt werden, die der Vielzahl von Partikularinteressen (je nach Verhandlungsmacht) mehr oder weniger entsprechen. Vielmehr geht es Herzog um gemeinschaftliche Entscheidung jenseits der Partikularinteressen: »Können unsere Eliten über die dogmatischen Schützengräben hinweg überhaupt noch Entscheidungen treffen? (...) Interessensvertretung ist sicher legitim. Aber erleben wir nicht immer wieder, daß einzelne Gruppen durch die kompromißlose Verteidigung ihrer Sonderinteressen längst überfällige Entscheidungen blockieren können? Ich meine, wir brauchen einen neuen Gesellschaftsvertrag zugunsten der Zukunft. Alle, wirklich alle Besitzstände müssen auf den Prüfstand. Alle müssen sich bewegen. Wer nur etwas vom anderen fordert – je nach Standort von den Arbeitgebern, den Gewerkschaften, dem Staat, den Parteien, der Regierung, der Opposition –, der bewegt gar nichts.«

Dem Gemeinsinn in diesem Verständnis stehen zwei Probleme entgegen. Zum einen müssen sich die Menschen, die gemeinschaftlich entscheiden, einig darüber sein, welche Entscheidung die »richtige« ist. Das ist zunächst ein empirisches Problem. Offensichtlich sind wir uns, auch wenn wir von Eigeninteressen absehen, keineswegs in allen Fragen einig. Zum anderen ist schlicht unklar, wie diese Art der gemeinschaftlichen Entscheidung mit dem Begriff der individuellen Freiheit verträglich sein soll, der beinhaltet, daß jeder einzelne für sich selbst Verantwortung übernimmt und selbständig über seine Handlungen entscheidet. Herzogs Antwort auf das erste (empirische) Problem ist verblüffend einfach: »Das ist ein Armutszeugnis für alle Beteiligten: die Beteiligten, die sich allzuleicht an Detailfragen festhaken und die großen Linien nicht aufzeigen, die Medien, denen billige Schlagzeilen oft wichtiger sind als saubere Informationen, die Fachleute, die sich oft zu gut dafür sind in klaren Sätzen zu sagen, »was Sache ist«. (...) wir [gefallen] uns in Angstszenerien. Kaum eine neue Entdeckung, bei der nicht zuerst

nach den Risiken und Gefahren, keineswegs aber nach den Chancen gefragt wird. Kaum eine Anstrengung zur Reform, die nicht sofort als »Anschlag auf den Sozialstaat« unter Verdacht gerät. Ob Kernkraft, Gentechnik oder Digitalisierung: Wir leiden darunter, daß die Diskussionen bei uns zur Unkenntlichkeit verzerrt werden – teils ideologisiert, teils einfach »idiotisiert.« Und auch für das Problem der Kompatibilität von Freiheit und Gemeinsinn bietet Herzog eine recht schlichte Antwort: »Wir erleben heute, daß dem Menschen ein Zuwachs an Sicherheit durch staatliche Vorsorge oft wichtiger ist als der damit einhergehende Verlust an Freiheit. Wir fordern Freiheit – aber was ist, wenn die Bürger ihre Freiheit als kalt empfinden und statt dessen auf die Geborgenheit staatlicher Für- und Vorsorge setzen.« Gemeinsinn ist, so kann man mit Herzog sagen, ein Problem der richtigen Einstellung; »Mut« oder »Selbstvertrauen« scheinen (...) aus der Mode gekommen zu sein. Unser eigentliches Problem ist also ein mentales (...). Hat man nur die richtige mentale Haltung, dann löst sich die Widersprüchlichkeit der beiden Forderungen nach Gemeinsinn und Freiheit in einer gemeinsamen Vision für das 21. Jahrhundert auf. Nur sind »große« Visionen in einer Welt von Menschen mit individuell verschiedenen und vor allem widerstreitenden Interessen unter der Bedingung der Knappheit eben nicht einfach umzusetzen. Herzogs »schöne neue Welt« baut auf der Harmonie oder mindestens der Verträglichkeit individueller Wünsche und Lebenspläne – nicht nur bei uns, sondern international. Dabei sieht er richtig, daß, wenn man das Problem als mentales beschreibt, die Frage der politischen Umsetzung nicht gestellt werden muß: »Visionen sind nichts anderes als Strategien des Handelns. Das ist es, was sie von Utopien unterscheidet.« Wenn alle Menschen die gleichen Überzeugungen teilen, dann wird es halt so gemacht.

Das ist der Hintergrund, vor dem Herzog zu einer großen Bildungsreform aufruft; »die« Jugend ist nach Herzog in der Lage und willens, dieses Reformprojekt

Exilforschung Ein Internationales Jahrbuch

Herausgegeben von
Claus-Dieter Krohn, Erwin
Rotermund und Lutz Winckler
unter Mitwirkung von Wulf
Koepke

Band 15/1997

Exil und Widerstand

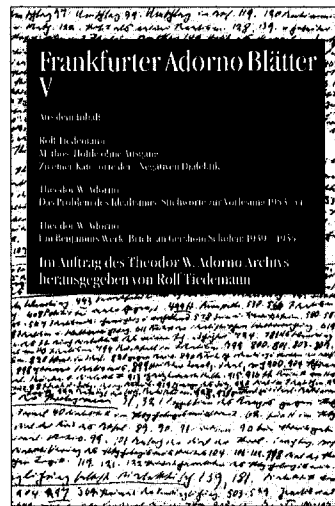
etwa 250 Seiten, ca. DM 55,--
ca. öS 402,--/sfr 50,--
ISBN 3-88377-560-6

Der Widerstand gegen das
nationalsozialistische Herr-
schaftssystem aus dem Exil
heraus steht im Mittelpunkt
des Jahrbuchs. Nach einer
Problematisierung des Wider-
standsbegriffs beleuchten die
Beiträge typische Schicksale
namhafter politischer Emi-
granten und untersuchen ver-
schiedene Formen und
Phasen des politischen Wi-
derstands: z. B. bei der
Braunbuch-Kampagne, in der
Résistance, in der Zusam-
menarbeit mit britischen und
amerikanischen Geheimdien-
sten, bei den Planungen der
Exil-KPD für ein Nachkriegs-
deutschland.

EXIL UND WIDERSTAND

EXIL
FORSCHUNG
EIN
INTERNATIONALES
JAHRBUCH
BAND
15

edition text+kritik



Frankfurter Adorno Blätter Band V

etwa 160 Seiten, ca. DM 35,--
ca. öS 256,--/sfr 32,50
ISBN 3-88377-561-4

Die Antike in der Philosophie
Theodor W. Adornos steht im
Mittelpunkt des Bandes.
Dokumente, Briefe und ein
Essay geben Aufschluß über
Mythologie und Philosophie
der Griechen im Denken
Adornos. Stichworte seiner
Vorlesung »Das Problem des
Idealismus« über griechische
Philosophie und entsprechen-
de Passagen aus seiner Vor-
lesung »Probleme der Moral-
philosophie« werden ergänzt
durch ein Radiogespräch mit
Karl Kerényi über beider In-
terpretationen des Mythos
und der Mythologie, durch
Briefe an Gershom Scholem
und durch einen Essay von
Rolf Tiedemann über das
Mythische als eine zentrale
Kategorie der Adornoschen
Philosophie.

Verlag edition text + kritik
Levelingstraße 6 a
81673 München
<http://www.etk-muenchen.de>

zu tragen: »Die Pflichtwerte gewinnen wieder an Bedeutung gegenüber dem, was die Soziologen so schön die ›Selbstverwirklichungswerte‹ nennen. Man könnte vermutlich auch einfach sagen: Egoismus allein ist nicht mehr ›in‹, gerade unsere Jugend ist wieder bereit, sich für die Gemeinschaft einzusetzen. Wir müssen sie dann aber auch gewähren lassen, ihr Spielräume geben, Erfahrungen jenseits der materiellen Werte zu gewinnen.« Dabei übersieht Herzog aber, daß Werte in einer Gesellschaft von Menschen mit unterschiedlichen Interessen begründungsbedürftig sind. Der Verweis auf eine gemeinsame Praxis ist eben keine Begründung. Solange nichts zu der Begründung gemeinschaftlicher Werte gesagt wird, bleibt sein Verweis auf die Freiheit, die nicht kalt ist, sondern Verantwortung für andere gleichsam mit umfaßt, in pluralistischen Gesellschaften leer.

III

In meiner Lesart der Herzog-Rede geht es um die Frage, wie ein adäquates Sozialstaats-Modell unter den gegebenen empirischen Rahmenbedingungen aussehen kann. Unabhängig davon, wie man die Begriffe genau verwendet, sind Gemeinsinn und individuelle Freiheit zentrale Bestandteile jedes Sozialstaats-Modells. Das Verdienst Roman Herzogs hätte darin bestehen können, innovative Anstöße zur Umgestaltung des Sozialstaats zu geben. Wenn meine Interpretation der Herzog-Rede ›durchgeht‹, dann bietet der Bundespräsident ›alten Wein in neuen Schläuchen‹. Unter dem Stichwort des dynamischen Aufbruchs in die Moderne wird das alte bundesrepublikanische Sozialstaats-Modell des rheinischen Kapitalismus feilgeboten.

Ich hatte bereits darauf hingewiesen, daß der Begriff »Sozialstaat« nicht einfach eine Menge sozialpolitischer Maßnahmen bezeichnet. Anders als in den paternalistischen Feudalstaaten, in denen die öffentliche Wohlfahrt der gutmeinenden Willkür der Fürsten und des aufstrebenden Bürgertums unterlag, werden im Sozialstaat Ansprüche auf Absicherung

formuliert. Anders als in den Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts, wo in der Frühzeit der Industrialisierung sozialpolitische Maßnahmen tatsächlich als ›soziales Netz‹ zur Absicherung des prosperierenden Kapitalismus formuliert wurden, gewährt der moderne Sozialstaat Absicherungsmechanismen auch jenseits von Normalbeschäftigungsverhältnissen. Zwar ist die Entwicklung des Sozialstaats nicht unabhängig von Fragen der ökonomischen Entwicklung. Aber es ist noch unklar, wie genau dieses Verhältnis in der Moderne gefaßt werden kann.

Herzogs Vorschlag greift auf das Modell des rheinischen Kapitalismus zurück, das in den Gründerjahren der Republik erfolgreich gewesen sein mag und auch heute Teile unseres Sozialsystems prägt. Wenn Roman Herzog von Pflichtwerten spricht, dann ist das durchaus wörtlich zu nehmen. Die Mitglieder einer Gemeinschaft sind unterhalb der staatlichen Ebene – also unabhängig von staatlichen sozialpolitischen Maßnahmen – zunächst moralisch zur Hilfe verpflichtet. Justitiable Elemente dieser sozialstaatlichen Vorstellung finden wir in unserer Haftungs- und Aufkommensverpflichtung gegenüber Familienangehörigen, die einige Sozialpolitiker der Unionsparteien auch auf Lebensgemeinschaften ausdehnen wollen, ohne zugleich korrespondierende Rechte, z. B. steuerlich beim Ehegatten-Splitting, zuzugestehen. Ein solches Modell setzt aber nicht nur einen sehr weitgehenden normativen Konsens der Mitglieder einer staatlichen Gemeinschaft voraus, sondern ist außerdem nur im Rahmen weitgehend homogener Volkswirtschaften anwendbar. ›Homogen‹ bezieht sich dabei auf mindestens drei Bereiche: die relativen Einkommensunterschiede, die nationale Homogenität und schließlich eine klassische (Familien-) Lebensform. Erstens bleiben Verteilungsfragen auf einen engen Bereich begrenzt, in dem über alle Personen hinweg ein normativer Konsens besteht – sehr große Einkommensunterschiede sind nicht vorgesehen. Zweitens sind Menschen, die außerhalb der staatlichen Grenzen leben und arbeiten möchten, oder Menschen

anderer Nationalität, die in Deutschland arbeiten wollen, durch ein solches Modell so wenig abgesichert wie drittens Lebensformen, die außerhalb der (engen) Grenzen der Normalfamilien-Form stehen.

Wir sehen, daß moderne Sozialstaats-Konzepte gerade von einem Zerfall dieser homogenen Strukturen ausgehen müssen. Die Subventionierung der Landwirtschaft oder des Kohlebergbaus konnte sich ursprünglich auf eine von allen (oder mindestens einer Mehrzahl) geteilte Überzeugung berufen, daß es auch unter veränderten Weltmarktbedingungen wichtig ist, bestimmte Güter national zu produzieren. In ähnlicher Weise orientiert sich die Familienförderung durch Kindergeld und Steuerrecht an einer Vorstellung der Normalfamilie, die es so zunehmend weniger gibt und die nicht mehr als normativer Bezugspunkt individueller Lebensplanung gelten kann. Wo der Konsens in einer Vielzahl sozialpolitisch relevanter Fragen nicht mehr besteht oder aber sich aufgrund der veränderten empirischen Rahmenbedingungen nicht länger als tragfähig erweist, versagt das Modell.

Es ist also nicht verwunderlich, daß die von Herzog in seiner Rede unterbreiteten konkreten Vorschläge z. B. zur Tariflohngestaltung und Reform der Krankenversicherung unbestimmt bleiben. Es ist eben nicht möglich, einzelne Maßnahmen als wohlbegründet zu verteidigen, wenn die Legitimation konkreter Maßnahmen aus der Übereinstimmung der gesellschaftlichen Konfliktparteien abgeleitet wird. In diesem Sinne spricht Herzog zwar konkrete Probleme an, er bietet aber keine konkreten Maßnahmen, sondern fordert nur die Konfliktparteien zum Konsens auf. Es ist dagegen tatsächlich notwendig, daß wir uns darüber streiten, wie in Deutschland ein Sozialstaat aussehen kann und aussehen sollte, der für den Aufbruch ins 21. Jahrhundert geeignet ist. Nur reicht es dabei nicht, einen Wertekonsens einzufordern. Die ›Geschäftsgrundlage‹ der Suche nach sozialpolitischen Alternativen ist eine Gesellschaft, in der Menschen mit ganz unterschiedlichen Wünschen, Interessen oder Lebensplänen leben. Entscheidungen – zumal in

demokratischen Gesellschaften – setzen einen manchmal langwierigen Meinungsbildungsprozeß voraus. Dabei sollten wir uns in pluralistischen Gesellschaften auf gute Gründe oder Argumente berufen, nicht aber einen über staatliche Bildungspolitik herzustellenden Werte-Konsens voraussetzen. Der faktische Konsens läßt keinen Raum für Individualrechte oder Minderheitenrechte, die wir nicht nur in der Tradition des liberalen Rechtsstaats, sondern mit Gründen der politischen Legitimation verteidigen. Staatliche Macht ist legitimationsbedürftig. Erst die Anerkennung von sozialen und ökonomischen Rechten, die auch gegen den Konsens von Mehrheiten durchgesetzt werden können, kann solche Maßnahmen rechtfertigen, die im Rahmen der staatlichen Gemeinschaft das Leben jeder einzelnen Person beschränken. In diesem Sinne ist der Sozialstaat mit einklagbaren Individual- und Gruppenrechten die Legitimationsbasis jedes modernen Staates.

Herzog hätte in Berlin dazu beitragen können, Argumente und Gründe zusammenzutragen. Das hat er versäumt. Seine Rede ist trotz des modernen Titels merkwürdig unmodern; unmoderner jedenfalls als mancher Text aus den 50er Jahren, in die Herzogs Rede zurückführt. So bleibt Heinrich Bölls Kurzgeschichte *Es wird etwas geschehen*, die mit feiner Ironie den Aufruf zu einem gemeinschaftlichen Aktionismus kritisiert, vielleicht der bessere Ausgangspunkt für die Diskussionen, die wir tatsächlich brauchen.



**HILFE
VON MENSCH
ZU MENSCH**

Spendenkonto
9696
Städtische Sparkasse Würzburg
(Bl. Z. 790 500 00)


DAHW
Deutsches
Aussätzigen-Hilfswerk e.V.

Ein medizinisches und soziales Hilfswerk

DAHW-Bundeszentrale · Mariannhillstr. 1c · 97074 Würzburg
Telefon: (0931) 7948-0

Verfassung als Handelsware?

Hans-Olaf Henkels Systemfragen

Das neue Kabinett steht schon. Gunnar Uldall, CDU-Bundestagsabgeordneter, Vorkämpfer für eine radikale Steuerreform und nebenbei Unternehmensberater, soll Finanzminister werden. Personalberater Jochen Kienbaum soll das Ressort Arbeit und Soziales übernehmen. Wirtschaftsberater Roland Berger wird Wirtschaftsminister. Tom Sommerlatte vom Beratungsmulti Arthur D. Little kümmert sich um Bildung und Forschung. So soll eine Ministerliste aussehen, wenn es nach Malte Wilkes, dem Präsidenten des Bundesverbandes Deutscher Unternehmensberater (BDU) geht. Er selber, so schließt Wilkes seine ganz persönliche Kabinetts-umbildung ab, könnte doch das alles als Kanzleramtsminister koordinieren.

Der Vorschlag, den der BDU-Lobbyist dem Kanzler – spricht: »Vorstandsvorsitzenden« – macht (»Nehmen Sie doch welche, die sich auskennen«), ist selbstverständlich spöttisch und ausdrücklich nicht ernst gemeint. Jedenfalls nicht ganz. Denn natürlich verbirgt sich hinter der billigen Parabel mehr als nur ein höhnischer Kommentar zum Chaos, das die Bonner Koalition gerade anrichtet. Es offenbart sich hier, wie ganz offensichtlich in den Vorstandsetagen der deutschen Wirtschaft, wo die smarten Berater ein und aus gehen, das politische System der Bundesrepublik Deutschland betrachtet wird: als ein nahezu bankrottetes Unternehmen, dessen Effizienz und Ertragslage arg zu wünschen übrig lassen. Name: DEUTSCHLAND AG. 85 Millionen Anteilseigner. 35 Millionen Belegschaftsmitglieder. Reif für ein hartes Sanierungsprogramm. In der Wirtschaft ist klar, was dann mit einem solchen Pleitekonzern als erstes zu geschehen hat: Die Sanierer übernehmen die Macht.

Spaß beiseite. Hans-Olaf Henkel war es völlig ernst, als er im Juli die »Systemdebatte« forderte. Man müsse sich, so schrieb der Präsident des Bundesverban-

des der Deutschen Industrie in der Woche »mit der Frage befassen, ob ein Land mit unserer föderalen Struktur, mit 16 Bundesländern, einem Verhältniswahlrecht, überhaupt eine Chance hat, sich so schnell zu verändern wie andere«. Jemand müsse »beginnen, über die Fähigkeit unseres politischen Systems im Wettbewerb mit anderen zu sprechen«. Und, so fügte er hinzu, »dazu gehört unsere Verfassung«. In der als Buchbeitrag erschienenen Langfassung seiner Reaktion auf die schlagzeilen-trächtige »Berliner Rede« von Bundespräsident Roman Herzog wiederholte Henkel noch einmal: »Wenn es aber so ist, daß der Wettbewerb zwischen Standorten eine relative Veranstaltung ist, und daß wir selbst bei eigener Bewegung zurückfallen, wenn andere schneller auf die Herausforderungen der Globalisierung reagieren als wir, dann müssen wir uns fragen, ob unser politisches System eigentlich noch wettbewerbsfähig ist.«

Die Antwort darauf, die der Industrie-lobbyist nicht in deutlichen Worten aussprechen mag, liegt schon in der Rhetorik der Frage: Natürlich nicht, insinuiert Henkel, weswegen es nun um »political engineering oder constitutional re-engineering« gehe, um »die Anpassungsgeschwindigkeit an neue Verhältnisse zu erhöhen«. Deutlicher wurde der BDU-Präsident nicht. Und darum kam das Echo auf seinen Vorstoß für ihn umso überraschender: Empörung hallte ihn aus fast allen politischen Lagern und Medien entgegen. Von der CSU bis zu BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN warfen sich Politiker schützend vor das deutsche Grundgesetz, die »im internationalen Vergleich bestmögliche Verfassung« wie der CDU-Staatsrechtler Rupert Scholz hervorhob. Bundestagspräsidentin Rita Süsmuth mahnte, in der Demokratie brauchten Entscheidungen Zeit, »nur die Diktatur ist schnell«. Henkel habe sich nun wiederholt als Dummschwätzer hervorgetan«, schimpfte Dieter Schulte. Für den

DGB-Chef ist klar: »Der will eine andere Republik.« Der Vorstoß laufe auf »eine Ökonomisierung des Grundgesetzes« hinaus, zürnte Hans-Jochen Vogel. Henkel behandle die Verfassung »wie eine Art Handelsware« und das sei »ein ganz unangemessener Umgang«. »Wo«, fragte sich der ehemalige SPD-Vorsitzende, sollen denn die Grenzen der Anpassung liegen? »Sollen wir uns etwa an Singapur anpassen? Oder an chinesische Sonderwirtschaftszonen?«

»Er träumt wohl von chinesischen Verhältnissen, viel Markt und wenig Demokratie« vermutet auch Hessens grüner Justizminister Rupert von Plottnitz, der es im übrigen »kurios« findet, daß »die einst von linksradikaler Seite kommende Systemfrage nun von einem Industriefunktionär gestellt wird.« Sein liberaler Ministerkollege Peter Caesar aus Rheinland-Pfalz hält Henkels Vorschläge schlicht für »abwegig« und Bayerns christsozialer Justizminister Hermann Leeb steht »etwas konsterniert« davor. »Der Herr«, höhnte Leeb, »wäre ein glaubwürdigerer Gesprächspartner, wenn er dafür sorgen würde, daß die Industrie ihre Steuern bei uns und nicht im Ausland bezahlt.« Der Dominikaner Basilius Streithofen, des Kanzlers Pater fürs Grobe, konstatierte per Ferndiagnose in der *WELT AM SONNTAG* gar ein »Symptom der Selbstüberschätzung« bei Henkel, der mit seinen »Kanzelreden« inzwischen »manchen moralisierenden Bischöfen« gleiche. Und die *SÜD-DEUTSCHE ZEITUNG* sah gar einen Verfassungsfeind am Werk: »Wenn Herr Henkel die Bundesrepublik als sozialen Bundesstaat nicht mehr will, dann weiß das Grundgesetz, was dagegen zu tun ist«, schäumte Heribert Prantls Leitartikel, »es steht in Artikel 20 Absatz vier« – will heißen: Gegen so einen, der die verfassungsmäßige Ordnung beseitigen wolle, hätten die Deutschen das Recht auf



Finanzminister Waigel empfängt BDI-Präsident Henkel, 1995.

Foto: dpa/Maskus

Widerstand. Henkel fühlt sich nun »zum Abschuß freigegeben«.

Tatsächlich muß man sich fragen: Warum diese schrille Reaktion auf die Äußerungen des Lobbyisten? Hat Henkel wirklich so Schlimmes gesagt? Hat er gar ein deutsches Tabu gebrochen? Ja, was hat er überhaupt konkret gesagt?

Liest man sich seine kurzen Statements genauer durch, bleibt an Konkretem wenig übrig. Eigentlich nur soviel: Erstens ist die föderale Struktur mit ihren 16 Ländern irgendwie hinderlich. Und zweitens ist auch das Verhältniswahlrecht irgendwo nicht so gut. Klartext? Nicht nur für jemanden, der für sich in Anspruch nimmt, eine deutlichere Sprache zu sprechen als in der Politik üblich, ist das eigentlich viel zu wolkig, um überhaupt so ernst genommen zu werden, wie es die aufgeregten Reaktionen auf diese dünnen Sätze tun. Allein die Macht der deutschen Industrie, die Henkel vertritt, und die Schwere des Verdachts, den seine Gegner hegen, wenn sie sich an die Exegese machen, verleihen seinen Worten ihr Gewicht.

Stichwort Verhältniswahlrecht. Es gebe in der Wirtschaft »wachsende Kritik am Verhältniswahlrecht und wachsende Bewunderung für ein Mehrheitswahlrecht«, unterstützte Ulrich Ramm, Chefvolkswirt der Deutschen Bank den Industriepäsidenten. Außerdem wachse »das Unbehagen an dieser Bonner Veranstaltung«, deren lange Entscheidungswege doch nur »vielen Reformunwilligen als Feigenblatt« dienten – nach Ramms Ansicht ein »dramatisches Hemmnis« für die deutsche Wirtschaft. »Es gibt keine Verschwörung in der Wirtschaft«, sagt er, »aber es kommt schon Ungeduld auf: Warum passiert da nichts?« Die klaren Mehrheiten, die einem Tony Blair das Regieren leicht machen, locken deutsche Wirtschaftsführer sehr.

Und darum: *Last Exit England?* Die »guten Erfahrungen«, die man in Großbritannien mit dem Mehrheitswahlrecht gemacht habe, sprächen für sich, assistierte der Verfassungsdoyen Theodor Eschenburg. Dagegen habe Deutschland mit dem Verhältniswahlrecht schon in der Weimarer Republik Probleme gehabt. Doch räumen auch Wirtschaftsvertreter ein: Der Erfolg des Lieblingssozialisten der deutschen Unternehmerschaft liegt nur in sehr sekundärer Linie am Wahlsystem. Andernorts oder zu anderer Zeit hat das Mehrheitswahlrecht bei Reformen eher gestört. Denn in der Praxis verlagert es viele Auseinandersetzungen nur in den vor- und außerparlamentarischen Raum, schließt weite Schichten der Bevölkerung aus, die für Reformen ja gewonnen werden müssen. Beispiel Neuseeland: Die Pilgerstätte neoliberaler Reformsucher hat sich im Zuge seines Reformprogramms auch ein neues Wahlrecht gegeben – ein Verhältnissystem nach deutschem Vorbild anstelle des alten Westminster-Modells. Oder Frankreich: Da gibt es keine lästigen Länder, kein hinderliches Verhältniswahlrecht, sondern einen zentralistischen Staat mit per Mehrheitswahlrecht gewähltem Parlament. Und? Selbst eine konservative Vierfünftelmehrheit im Parlament scheiterte mit ihren Vorhaben am Widerstand einer Gesellschaft, die sich von den

so entscheidungsmächtigen Regierenden immer stärker abwendet und zu immer größeren Teilen sein Heil bei rechtsextremen Neinsagern sucht. Ein Vorteil im Wettbewerb der Standorte? Dieser Teil der Debatte jedenfalls versickerte zu recht im Sommerloch.

Fällige Föderalismus-Debatte

Sichwort Föderalismus. Dieser Teil der Debatte ging weiter. Ebenso zu recht. Denn daß an der föderalen Struktur der Bundesrepublik Deutschland einiges zu verbessern ist, mag kaum noch jemand bestreiten. Zum Aufreger wurde Henkels Anstoß diesmal nur, weil er in die Konfrontation zwischen Bundestag und Bundesrat platzte. Henkel hat hier Partei ergriffen: Den Interessenvertreter stört, so darf man ihm wohl ruhig unterstellen, daß die Bundesregierung ihre Reformpläne, die so ganz nach dem Geschmack der Klientel des BDI sind, gegen den Widerstand der Länderkammer, in der andere Interessen stärker sind, nicht durchsetzen kann. Wenn er nun vorschlägt, die »Blockade« seiner Interessen mit dem Bulldozer einer Verfassungsänderung zu durchbrechen, kann er kaum erwarten, daß irgendjemand diese Äußerung reinster Klientelpolitik als tiefe Sorge des Industriepäsidenten für das Gemeinwohl deutet. Da muß sich Henkel vorhalten lassen, daß die sogenannte »Blockade« der Bundesratsmehrheit natürlich mitnichten ein Mißbrauch der ihr vom Grundgesetz zugewiesenen Kompetenzen ist, sondern ihr purer Gebrauch, so wie ihn die Verfassung aus guten Gründen vorsieht. Das Mit- und Gegeneinander der Verfassungsorgane sind sehr sinnvolle *checks and balances*, die eben verhindern sollen, was Henkel und andere zu gerne wollen: daß sich die Regierung um Widersprüche gegen ihre Politik nicht viel zu sehreren braucht. Ein politischer Amoklauf wie der einer Margaret Thatcher in England, der zwar den Gewinnen und der Wettbewerbsfähigkeit der englischen Wirtschaft diene, dafür jedoch große Teile der Bevölkerung ins Elend stürzte, ist hierzulande kaum denkbar, der föderalen Machtverteilung sei Dank.

Trotzdem hat Henkel völlig recht: Die Debatte ist fällig. Aber sie muß weg von dem Thema, um das sie derzeit kreist. Es kann eben nicht nur darum gehen, ob der Einfluß des Bundesrates auf die Bundespolitik nun zu groß ist. Es geht um mehr: um die grundsätzliche Verteilung von Macht und Kompetenzen in einem föderalen System, für das der FDP-ELDER Otto Graf Lambsdorff ebenso wie Meinhard Miegel, der Vordenker des sächsischen – und seiner dem föderalen System zu dankenden Macht nur zu bewußten – Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf zu recht nur noch ein verächtliches Wort übrig haben: »Pseudoföderalismus«. Denn natürlich hat Lambsdorff recht, wenn er vom stetigen Kompetenz-Zuwachs des Bundes, dessen Kompensation durch Beteiligungsrechte der Länder und den »paradoxen Folgen« spricht, die sich daraus ergeben: Die Länder hätten praktisch keine eigenen Gestaltungsmöglichkeiten mehr, aber auch der Bund bekomme durch die Betei-

ligungsrechte der Länder keine. Dies, so Lambsdorff weiter, »führt zu einer vollständigen gegenseitigen Abhängigkeit, so daß sich am Ende keiner mehr bewegt.«

Bingo! Tatsächlich sind die föderalen Strukturen der Bundesrepublik ausgehöhlt. Daß die Verteilung von Kompetenzen und Steuergeldern zwischen Bund, Ländern und Gemeinden den Ansprüchen einer föderalen Verfassung genügt, behaupten auch die emsigsten Verteidiger des bundesstaatlichen Systems nicht mehr. In einem undurchdringlichen Dickicht aus Gemeinschaftsaufgaben, Mischfinanzierungen und Kompetenzverschiebungen ist verlorengegangen, was auch ein föderales System ausmachen sollte: Transparenz. Wer ist für was zuständig? Wer zahlt für was? Wer trägt für was die Verantwortung? Antworten können heute, wenn überhaupt, nur ausgemachte Experten des Verwaltungsrechts geben. Und dann werden sie höchst unbefriedigend ausfallen. Beispiel Kindergärten: Der Bund

Bernd Röttger

Neoliberale Globalisierung und eurokapitalistische Regulation

Die politische Konstitution des Marktes

1997 - ca. 250 S. - ca. DM 39,80 - ÖS 291 - SFR 37,00

ISBN 3-89691-420-0

Crossover (Hrsg.)

Zurück zur Politik

Für einen ökologisch-solidarischen New Deal

1997 - ca. 250 S. - ca. DM 29,80 - ÖS 218 - SFR 27,50

ISBN 3-89691-421-9

Mit Beiträgen u.a. von André Brie, Willi Brüggem, Michael Jäger, Uwe Kremer, Roland Roth und Frieder Otto Wolf.

Rainer Schneider-Wilkes (Hrsg.)

Demokratie in Gefahr?

Zum Zustand der deutschen Republik

1997 - ca. 400 S. - ca. DM 48,00 - ÖS 350 - SFR 44,50

ISBN 3-89691-422-7

Mit Beiträgen u.a. von Ralf Dahrendorf, Alex Demirovic, Peter Grottian, Sabine Lang, Wolf-Dieter Narr, Roland Roth, Birgit Sauer und Bodo Zeuner.



**WESTFÄLISCHES
DAMPFBOOT**



Dorotheenstr. 26a · 48145 Münster
Tel. 0251/6086080 · Fax 0251/6086020
e-mail: dampfboot@login1.com
<http://www.login1.com/dampfboot>

garantiert die Plätze, aber nicht die Kosten – die Zeche zahlen die Kommunen. Beispiel Gewerbesteuer: Der Bund schafft sie ab, die Gemeinden bekommen einen Anteil an der Umsatzsteuer, doch nicht sie entscheiden darüber, sondern der Vermittlungsausschuß von Bundestag und Bundesrat – der dafür sogar eine Verfassungsänderung bemüht. Beispiel Hochschulen: Die Länder haben die Kulturhoheit, lassen sie aber verkommen, weil sie nach dem Geld des Bundes lechzen. Beispiel Länderfinanzausgleich: Darf es sein, daß Investitionen in die Landesfinanzverwaltungen unterbleiben, weil die Steuermehreinnahmen sowieso im großen Ausgleichopf verschwinden würden? Beispiel Kommunalhaushalte: Die Stadt Duisburg kann mit dem Geld, daß ihr zugewiesen ist, nicht einmal die Aufgaben finanzieren, die ihr durch Landes- oder Bundesgesetze vorgeschrieben sind, geschweige denn eigene Akzente setzen. Selbstverwaltung? Die Duisburger Stadträte können darüber nur lachen.

Eine Debatte, die dieses System organisierter Unordnung und daher auch Unverantwortlichkeit verändert, ist also wirklich nötig – zur Stärkung des föderalen Systems und nicht zu dessen Schwächung, wie Henkel selbst seinen Anstößen nachgeschoben hat. An Überlegungen, den Ländern, auch den Städten und Gemeinden eigenes Heberecht für bestimmte Steuern zu übertragen, ihnen dafür auch exklusive Rechte und Kompetenzen, aber damit auch ein mehr an Verantwortung zu übertragen, ist nichts Anstößiges. Dem Bund, was des Bundes ist, dem Land, was des Landes ist, der Gemeinde, was der Gemeinde ist – das alles ist selbstredend neu zu definieren in einer Zeit, in der es darüber hinaus, global sozusagen, um einen neuen Aufriß staatlicher Aufgaben geht. Denn was ist Brüssels und Europas? Was ist des Staates überhaupt? Alles Fragen, die selbstverständlich an das System der föderalen Verfaßtheit der Bundesrepublik rühren müssen. Der Widerstand gegen Lambsdorffs Vorschläge reduziert sich in der Sache denn auch auf ein einziges Argument. »So wünschbar die Neuordnung der Zuständigkeit von Bund, Ländern und

Gemeinden wäre«, mahnte etwa Alois Glück, der Chef der bayerischen CSU-Landtagsfraktion, »wer's mit aller Macht versucht, ist von vorneherein zum Scheitern verurteilt.« Will sagen: Das Ganze ist politisch nicht durchsetzbar. Weswegen auch diesem, dem sinnvollen Teil der Debatte das Schicksal so vieler Reformdiskussionen droht: für gut befunden, abgelegt und vielleicht im nächsten Sommerloch wieder hervorgeholt.

Deutschland AG?

Stichwort *political re-engineering*. Daß dieses Wort Ängste und damit schärfste Reaktionen hervorruft, liegt wohl am Auftreten dessen, der es ausgesprochen hat: Der Chefindustrie Henkel ist wohl genau der Falsche, eine seriöse Debatte loszutreten, ohne all jene Pawlowschen Reflexe auszulösen, die den politischen Diskurs des Landes bestimmen. Zu häufig und allzu brutal hat »der Rambo von Bonn« (SPIEGEL) die Interessen seines mächtigen Verbandes vertreten, ohne jede Rücksicht auf andere, gar das Gemeinwohl. Von ihm stammt das böse Wort vom »Konsensgestülze« das in der Bundesrepublik herrsche. Wer aber den Konsens aufkündigt, setzt sich dem Verdacht aus, ihn nicht mehr nötig zu haben. Wenn gerade der Lobbyist der Industrie nun verlangt, das politische System dem internationalen Wettbewerb der Standorte anzupassen, dann müssen natürlich die Alarmglocken klingen – gerade unter jenen der 85 Millionen *Shareholder* der DEUTSCHLAND AG, die zwar gleiche Stimmrechte, aber immer weniger materielle Anteile an ihrem Unternehmen haben.

Die Diskussion um den Föderalismus, sagt Martin Kohlhaussen, Präsident des Bundesverbands deutscher Banken, »ist nur ein Nebenkriegsschauplatz.« Denn natürlich muß die – nach der Wiedervereinigung so kläglich verspielte – Verfassungsdiskussion weit über die Frage des Verhältnisses von Bund und Ländern hergehen. Sie muß sich um ein anderes, umfassenderes Verhältnis drehen: das zwischen Wirtschaft, Staat und Bürger in Zeiten der Globalisierung. Doch das ist eine andere Debatte.

Wer hat Angst vor der Großen Koalition?

Jeder weiß, daß es sie braucht. Doch keiner will sie. Keiner rafft sein bißchen Mut zusammen und sagt den Bürgern, daß es – leider – nicht anders gehe. Alle vergraben sich in ihrer Angst. Lafontaine und wohl auch Schröder scheinen zu fürchten, sie würden mitsamt der SPD in der Umarmung von Kohls Bärenpranken erstickt. Der Kanzler wiederum scheint nichts besseres zu erwarten als tückische Kopfstöße von schräg unten, die seine mächtige Kinnlade bedrohen.

Die Große Koalition, rufen uns die Bonner Seelen- und Nervenärzte warnend zu, sei eine gefährliche Arznei, mehr Gift als Heilkraut, nur im äußersten Notfall zu verordnen. Aber der ist längst eingetreten: »die Lage ist da«, um mit Urkanzler Adenauer zu reden, nicht erst seit gestern. Mehr als vier Millionen Arbeitslose sind kein Notstand? Die gelähmte Ratlosigkeit in allen Parteien ist kein Anlaß, Alarm zu schlagen? Die resignierte bis zynische Letzhargie, die sich so hartnäckig (und hochmütig) dem Herzogschen Ruck verweigert: sie legt uns keine Roßkur nahe? Die gegenseitige Blockade der Mehrheiten von Bundestag und Bundesrat fordert nicht dringend, sich auf den Notausstieg zu besinnen? Der Umschlag der Verdrossenheit im Bürgergemüt in Verzweiflung und Verachtung der Politik: er ist nicht Mahnung genug, sich aufzuraffen?

Tod im Wasserglas

Etat, Steuern, Sozialversicherung, Einheitskatenjammer, EURO: man hört nur die kreischenden Bremsen und sieht nichts als fuchtelnde Hände, die Schuld zuweisen und Recht haben (das vor allem). Nein, es geht nichts mehr. Nicht im Regierungslager, in dem die Herren und Damen Minister paralysiert auf die roten Ziffern des Haushalts starren und sich über Rücktrittsabsichten und Pöstchenwechsel ereifern: Stürme im Wasserglas, in denen sie – das wäre ein Bonner Kabi-

nettstück – am Ende ersaufen. In den Reihen der Opposition aber ist man geneigt, die freundliche Bewegung der demoskopischen Kurven als Botschaften einer tiefgreifenden Umwälzung zu betrachten. Das könnte sich als böse Täuschung erweisen. Der Wahltag ist weit. Die Bürger fragen sich, was es hilft, wenn die Regierung zu dem Geständnis gezwungen wird, daß sie am Ende ihres Lateins sei. Ist es so sicher, daß sie der SPD die Schwäche von CDU/CSU und FDP honorieren? Kehren sie nicht eher den Parteien insgesamt den Rücken und gehen gar nicht zur Wahl? Schmeichelnde Werte auf der Beliebtheitsskala sind noch kein Vertrauensbeweis.

Schulmeistergesinnung

Im Gegenteil: Vertrauen kann erst wieder wachsen, wenn die Staatsleute, die solche sein wollen, den Mut zur Unpopularität finden. Ein rascher und effektiver Kompromiß bei der Steuerreform ist wichtiger als die verkantete Entschlossenheit, den Gegner in die Knie zu zwingen. Wer die mentalen und rechnerischen Voraussetzungen für einen Aufschwung schaffen will, muß der deutschen Subventionitis – die den Europa-, wenn nicht den Welt-Rekord hält – ein Ende machen und darf dabei auch die allerheiligsten Kühe nicht schonen: den obsoleten Bergbau und die Landwirtschaft, die Volksausbeutung in gigantischem Stil betreiben. Für den EURO kann Kohl – angesichts seiner unsicheren Kantonisten zwischen München und Dresden – ohnedies auf die SPD nicht verzichten. Der Mut hat, wir wissen es, seine Grenzen. Natürlich werden weder Christdemokraten noch Sozialdemokraten für sich allein die radikalen Reformen wagen. Also müssen sie zusammen ans Werk. Wer von einem rot-grünen Bündnis (mit PDS-Duldung) den epochalen Vitalitätsschub erwartet, möge sich zuerst durch die dicke Akte

der Koalitionsvereinbarungen von Nordrhein-Westfalen und Schleswig-Holstein wählen: deprimierende Dokumente einer Schulmeister-Gesinnung, die sich gegen jedes Daseinsrisiko absichern möchte: der Tod jeder demokratischen und parlamentarischen Spontaneität.

Aber, das beschwörende Aber: demonstriert nicht das österreichische Beispiel mit einschüchternder Klarheit, daß die Koalition der Hauptparteien im Morast endet: Formelkompromisse, Korruption, Verfilzung in einem wuchernden Beziehungsgeflecht – und Haider, der smarte Nachfaschist, als händereibender Gewinner, der seine Unfreiheitlichen zur zweitstärksten Partei hochzetern konnte?

Bei uns würde von der »Hochzeit der Elefanten« (die weder stampfen noch trompeten, ja kaum mehr den Rüssel heben vor Kraftlosigkeit) die rostrote PDS profitieren, nicht viel, und auch die REPUBLIKANER würden um ein oder zwei Prozent wachsen. Damit wäre der Pendelschlag zu den Extremen nicht erledigt, denn die Allianz müßte womöglich ohne die CSU auskommen, die sich in der Opposition rasch als das zu erkennen gäbe, was sie ist: eine weiß-blau-schwarz-weiß-rote Rechtspartei, denn Stoiber, der scharfe Edmund, tönt so anders nicht als der fesche Jörgl. »Rechts 'ran!«, das ist auch das Signal des Bayern-Regenten, der sich von einer machtgestählten Büroklammer zum antieuropäischen Nationaltrommler entwickelt hat. Dafür hätten die Freien Demokraten Gelegenheit zu einer Revitalisierung – mit den GRÜNEN um die Jungbürger-Seelen in den besseren Vororten konkurrierend.

Natürlich darf die Große Koalition nur für die Zeit des Notstandes gelten. Wenn ihre Aufgaben erledigt sind, muß sie verschwinden: nach einer Wahl, in der zu werten ist, wer was geleistet hat. Und dies noch: es wird die Allianz gegen Kohl nicht geben, vermutlich auch nicht ohne ihn. Vielleicht, vielleicht überließe er Schäuble das Feld: dem scharf rechnenden Strategen Rühe kaum, schon gar nicht Seif' an Seif' mit Schröder, dem Popularitäts-Champion und Schönheitskönig der vor- und nachemanzipatorischen Frauenseele.

MARITA HAIBACH

Philanthropie und Fundraising

Neue Impulse für eine aktive Bürgergesellschaft

Gemeinnützige Organisationen und selbst öffentliche Einrichtungen, wie Museen oder Schulen, sind zunehmend auf der Suche nach privaten Förderern, ob Unternehmen, Stiftungen oder Privatpersonen. Mit dieser Tendenz hat ein neuer Begriff Einzug in die deutsche Sprache gehalten: *Fundraising*. Das Wort stammt aus den USA und bedeutet wörtlich Geldbeschaffung oder Kapitalbeschaffung. Beim FUNDRAISING geht es um die Erstellung einer Kommunikationsstrategie für die Beschaffung von Finanzmitteln, und zwar vor allen Dingen für Mittel, die nicht nach klaren Förderkriterien vergeben werden und nicht regelmäßig fließen.

Fundraising ist in den USA eine »Kulturtechnik« ohne anrühigen Makel. Hintergrund dafür ist das dortige Staatsverständnis. Bei uns wird die Verantwortung für das Gemeinwohl in starkem Maße an den Staat delegiert, die Erwartungen an den Staat sind hoch. In Amerika hingegen wird dem Prinzip des freiwilligen Handelns für das Gemeinwohl Vorrang eingeräumt gegenüber staatlicher Tätigkeit. Die Erwartungen an den Staat sind geringer. Staatsferne sowie die Begrenzung und Kontrolle staatlicher Macht sind Grundwerte; die zivile Verantwortung der BürgerInnen für das Gemeinwohl hat einen hohen Stellenwert.

Das andere Staatsverständnis in den USA findet seinen Ausdruck auch in der Tatsache, daß dort Philanthropie ein positiver Wert ist und hohes Ansehen genießt. Das Wort »Philanthropie« kommt aus dem Griechischen und bedeutet wörtlich Menschenliebe. Unter Philanthropie wird das freiwillige, nicht gewinnorientierte Geben von Zeit oder Wertgegenständen (Geld, Wertpapiere, Sachgüter) für öffentliche Zwecke verstanden. Philanthropie ist eine Grundhaltung, eine Tradition und eine Institution in den USA. In der Praxis bedeutet dies: Alle, ob Arm oder Reich, ob

Individuum, Stiftung oder Unternehmen, verstehen es als soziale Verpflichtung, ihren freiwilligen Beitrag zum Gemeinwohl zu leisten, ob in Form von Spenden oder ehrenamtlicher Arbeit. Philanthropie steht in Amerika für Werte wie Eigenverantwortlichkeit, Solidarität, Selbsthilfe und stärkt die zivile Gesellschaft quasi von unten. Dies bedeutet allerdings auch, daß das Netz des Sozialstaates nicht so umfassend ist wie bei uns. In Deutschland hingegen ist der Begriff Philanthropie weitgehend unbekannt. Ehrenamtliche Arbeit und Spenden geraten schnell in Verruf, denn es gilt der Grundsatz: »Eigentlich müßte ja der Staat ...«

Der Begriff »Nonprofit-Sektor« (der auch als Dritter Sektor bezeichnet wird) dient als Sammelbezeichnung für diejenigen Organisationen, die weder den Bereichen Privatwirtschaft, Staat noch dem informellen Privatbereich



Foto: Daniel Ausserhofer/JOKER

zugeordnet werden können. Der Zweck von Nonprofit-Organisationen (NPOS) ist nicht die Erzielung von Gewinnen; sie dienen dem Wohl der Allgemeinheit bzw. Teilen von ihr. Es gibt unterschiedliche Formen von Nonprofit-Organisationen: Vereine, Verbände, Stiftungen, Genossenschaften. Ein wesentliches Merkmal des Dritten Sektors ist seine heterogene Zusammensetzung. Das inhaltliche Spektrum umfaßt u. a. die Bereiche Soziales, Gesundheit, Kultur, Umwelt, Tierschutz, Sport. Charakteristisch für den Nonprofit-Sektor in Deutschland ist die Dominanz großer, etablierter Wohlfahrtsverbände (wie Caritas, Diakonisches Werk, Rotes Kreuz). Seit den 70er Jahren sind vor dem Hintergrund der Neuen Sozialen Bewegungen (allen voran der Frauenbewegung, der Umweltbewegung und der Jugendbewegung) neue, kleinere Vereine entstanden, deren Arbeit

Themenbereichen gewidmet ist, die bislang vernachlässigt worden waren oder aber noch keine Anerkennung als öffentliche Anliegen besaßen (z. B. Frauendiskriminierung, Rassismus, Umwelt, Probleme der Entwicklungsländer). Nach der Vereinigung entstand auch in den neuen Bundesländer ein Nonprofit-Sektor, der in seinen Grundstrukturen stark seinem westdeutschen Pendant ähnelt.

Nonprofit-Organisationen in Deutschland verlassen sich bei ihrer Finanzierung stark auf öffentliche Geldgeber. Private Spenden, aber auch Ge-

bühren von NutzerInnen der Leistungen spielen eine geringe Rolle. Die starke Staatsorientierung von Nonprofit-Organisationen hat dazu geführt, daß der Dritte Sektor bei uns bislang nicht als eigenständige gesellschaftliche Kraft wahrgenommen wurde.

Die Sparzwänge der öffentlichen Haushalte bedeuten, so kritisch die Auswirkungen auch im Einzelfall sein mögen, eine große Chance für Nonprofit-Organisationen und den Nonprofit-Sektor. Nonprofit-Organisationen müssen sich nun fragen lassen, was ihre Angebote tatsächlich bewirken, ob die Kosten in einem angemessenen Verhältnis zum Ergebnis stehen oder ob Leistungen tatsächlich noch zeitgemäß sind. Sie müssen für ihre Leistungen und deren Finanzierung Marketing betreiben, denn auf dem Markt der Gemeinnützigkeit tummeln sich viele Wettbewerber. Sie kommen nicht umhin, kontinuierlich öffentlich Rechenschaft über ihre Arbeit abzulegen, diese für die Gesellschaft transparent zu machen und deren Notwendigkeit zu begründen. Im

Gegensatz zu früher reicht es nicht mehr aus, an das schlechte Gewissen der Verantwortlichen zu appellieren. Vielmehr kommt es darauf an, die eigene Leistung gegenüber der Leistung derjenigen, die ebenfalls um die Ressourcen konkurrieren, zu profilieren.

Keine Entlassung des Staates aus seiner Verantwortung

Bei dem weit verbreiteten Lamento über die Kürzung öffentlicher Mittel ist die Tatsache in den Hintergrund gerückt, daß es Zeiten gab, in denen besonders in der alternativen Szene die Frage »Staatsknete – ja oder nein?« heftig diskutiert wurde. Noch immer läßt sich eine ganze Reihe von Nachteilen auflisten, welche die staatliche Förderung mit sich bringt: Die tatsächlichen Gegebenheiten in Nonprofit-Organisationen sind oft nur schwer mit den bürokratischen Zwängen staatlicher Haushaltsordnungen in Einklang zu bringen.

Öffentliche Mittel wirken entpolitisierend, denn wer seine Geldgeber zu lautstark kritisiert, begibt sich in die Gefahr, diese zu verlieren. Die Realisierung von neuen, kontroversen Projektideen ist meist abhängig von den politischen Mehrheitsverhältnissen. Freiwillige Aktive neigen dazu, sich zurückzuziehen, wenn mittels staatlicher Förderung bezahlte Stellen geschaffen werden. Nonprofit-Organisationen weisen generell die Tendenz auf, ihre Strukturen und Ziele an die Vorgaben ihrer GeldgeberInnen anzupassen. Diejenigen Organisationen mit der größten Vielfalt an GeldgeberInnen haben nicht nur die besten Überlebenschancen, sie besitzen auch bezüglich ihrer inhaltlichen Arbeit eine größere Manövrierfähigkeit als Organisationen, die sich auf nur einen oder wenige FörderInnen verlassen.

Der häufigste Einwand gegen die Erschließung privater SpenderInnen und Sponsoren lautet, daß damit dem Rückzug des Staates aus der Verantwortung für das Gemeinwohl Vorschub geleistet würde. Mir geht es nicht darum, dem Abbau sozialstaatlicher Errungenschaften das Wort

zu reden und das »Modell USA« insgesamt als Vorbild darzustellen. Aber es sollte nicht vergessen werden: *Fundraising* und Philanthropie sind nicht die Ursachen der öffentlichen Haushaltsmisere. Gemeinnützige Organisationen und die Gesellschaft insgesamt müssen sich damit auseinandersetzen, daß sich der bundesdeutsche Sozialstaat in einer Umbruchsituation befindet. Die öffentlichen Schuldenberge und die Notwendigkeit, Einsparungen vorzunehmen, sind Tatsachen, vor denen niemand die Augen verschließen kann.

Es ist an der Zeit, daß Philanthropie hierzulande eine größere und noch dazu öffentlichere Rolle spielt. Es geht um die Verankerung des Dritten Sektors nicht nur im staatlichen, sondern auch im zivilen Raum. Die Demokratie, so der frühere Bundespräsident Richard von Weizsäcker, lebt vom Willen und der Kraft ihrer BürgerInnen zur persönlichen Mitverantwortung. Philanthropie ist Ausdruck der Mitverantwortung von privaten GeldgeberInnen für das Gemeinwohl. Ihr sollte in Deutschland nicht mehr lediglich die Rolle des Lückenbüßers für das Schließen von Löchern staatlichen Handelns zugeschoben, sondern sie sollte als positiver Wert begriffen werden.

Philanthropie stellt eine wichtige Möglichkeit für die einzelnen Menschen dar, den Kurs der Gesellschaft mit zu beeinflussen. Philanthropisches Engagement kann dem eigenen Leben einen neuen Sinn geben und wirkt identitätsstiftend – und dies kann eine große persönliche Bereicherung bedeuten. Das Interesse der Menschen an einer aktiveren Beteiligung wächst inzwischen auch hierzulande. Zahlreiche Freiwilligenagenturen haben sich gebildet, die Menschen, welche sich ehrenamtlich für das Gemeinwohl einsetzen wollen, als Anlauf- und Vermittlungsstelle dienen. Das Stiftungswesen befindet sich im Aufwärtstrend. Stichworte wie aktive Bürgergesellschaft, Revitalisierung der Demokratie, Zivilgesellschaft, bürgerschaftliche Partizipation und Gemeinsinn machen die Runde.

In seiner Grundsatzrede am 26. April 1997 kam Bundespräsident Roman Herzog nicht nur auf das bei uns vorherr-

schende Staatsverständnis zu sprechen, sondern er trat für einen neuen Gesellschaftsvertrag ein, in dem auch die einzelnen wieder mehr Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen sollen. Doch es sind keineswegs lediglich Stimmen aus dem »konservativen Lager«, die für eine aktive Bürgergesellschaft eintreten. Auch die grüne Bundestagsvizepräsidentin Antje Vollmer hat sich wiederholt zu diesem Thema geäußert, und sich unter anderem für die Wiederbelebung des Stiftungswesens als »Bürgerkultur« ausgesprochen. Selbst »klassische Linke« wie Johnny Klink, Gründer und Direktor des Tigerpalast Variététheaters Frankfurt am Main, machen sich nun für Mäzenatentum und Bürgersinn stark.

Ein Problem ist, daß professionelles Spendensammeln bei uns noch immer den Makel des Anrühigen, den Touch des Bettelns besitzt. Spenden, so das Idealbild, das in den Köpfen herumgeistert, sollten am besten spontan als direkte Reaktion auf die Hilfsbedürftigkeit anderer erfolgen. Dies ist angesichts der Kommunikationsflut, aber auch der Vielfalt der Anliegen, eine Illusion. Wer Geld haben will, muß danach fragen, andere darum bitten. Ein wichtige Voraussetzung für die Vergrößerung des Philanthropie-Volumens ist das kontinuierliche Bitten um Unterstützung. Dies ist meist nur möglich, wenn das Fundraising professionalisiert wird. Gemeinnützige Organisationen und die Gesellschaft müssen erkennen, daß das FUNDRAISING ein wesentlicher Bestandteil der alltäglichen Arbeit ist. Die Zeiten, wo man sich auf den Staat verlassen konnte und höchstens bei außergewöhnliche Dingen an die Ansprache privater Förderer denken mußte, sind vorbei.

Es gibt viele gute Ideen und Pläne, doch nur dann, wenn es gelingt, andere davon zu überzeugen mitzumachen, indem sie sich mit ihrer Zeit und/oder ihren finanziellen Ressourcen dafür einsetzen, können diese realisiert werden. Ohne Fundraising läßt sich die Existenz vieler gemeinnütziger Organisationen langfristig nicht sicherstellen. Auf diese Weise würden in Zukunft die Mittel für viele wichtige gesellschaftliche Aufgaben fehlen.

ÄSTHETIK

& KOMMUNIKATION

Heft 98 ■ 28. Jahrgang ■ September 1997 ■ 20 DM

Globalisierung und Deutschlandbilder

Hermann Schwengel
Michael Bondel und Gilbert Zieburg
Martin Seidel Kaiser
Ingo Schmidt
Arne Heise
Hartmut Elsenhans
Birgit Sauer
Wallace Katz

Deutschlandbilder

Tilman Fichter
S. D. Sauerbier
Hermann Glaser
Klaus Strohmeier
Thomas Beutelschmidt

Heftredaktion: Hermann Schwengel;
Dieter Hoffmann-Anthelm

Heft 100 ■ 29. Jahrgang ■ März 1997 ■ 40 DM

100 Jahre Ä&K Das Jubel-Heft 100

Das einführende Gespräch von und mit den
ÄSTHETIK & KOMMUNIKATION (Mit Herausgebern
Tilman Fichter, Dieter Hoffmann-Anthelm,
Eberhard Knödel-Bunte und Gerburg Treusch. Dieter
wird moderiert von Claus Koch

**Themenschwerpunkte, Titelbilder,
Richtungsentscheidungen**
aus 29 Jahren beziehungsweise
99 ÄSTHETIK & KOMMUNIKATION-Heften

Zu den **Themenbereichen**

- ☐ Kultur und Alltag, intellektuelle Praxis
- ☐ Stadt, Urbanität, Berlin
- ☐ Ästhetische Praxis, Jugendkultur
- ☐ Industriekultur
- ☐ Schule
- ☐ Weibliche Ästhetik
- ☐ Politische Kunst und Literatur
- ☐ Intimität, Gefühle, Sexualität
- ☐ Zwei Kulturen

jeweils ein hervorragender Artikel samt neuen Artikeln
berühmter Autoren

Es gibt keine bessere Möglichkeit der Sinnstiftung, als mit lautem Getöse die Sinn- und insofern Ausweglosigkeit, das Ende oder mindestens doch eine Krise auszurufen. Der Sinn, unser aller Lebenssinn, fällt auf die lärmige Provokation, daß er gar nicht mehr sein soll, meistens herein. Nach jeder Verlustanzeige meldet er sich schließlich doch, mitunter sogar ganz quirlig und fidel zurück. Der Grund für diese Sinn-Allüre liegt natürlich ganz bei uns selbst, weil schlicht und einfach nur derjenige das Ende ausrufen kann, der (schon wieder) zu Atem und auch zu Worte gekommen ist; er spricht als Davongekommener und insofern hat ihn irgendein Sinn bereits ergriffen, der ihn, vielleicht immer noch traumatisiert und etwas stammehnd, Halt finden läßt.

Krise, Krach und Ende

Krise bedeutet insofern, daß es bereits weitergegangen ist, und das Ende, das ist eigentlich immer schon gewesen – wir wüßten sonst nicht von ihm. Zum eigenwilligen Kalkül des Sinns gehört allerdings auch, daß ihm nicht alle über den Weg trauen wollen. Merkwürdigerweise erscheint das Leben in all seinen Apokalyptiken oder Tragödien, irgendwie scheint es in diesen endlosen Litaneien des Entzugs, des Scheiterns und des Mangels behaglicher. Gerne steht uns der Schlamassel noch bevor. Das ist schade, denn eigentlich wissen wir es besser, auch ohne gottesselige und heilsgeschichtliche Verrenkung.

Ein aus dem ganz alltäglichen Leben gegriffenes Beispiel macht das sofort einsichtig: Wenn die deutsche Publizistik angesichts der Berliner *love parade* und über einer Million zuckender, fressender oder urinierender Kids den Untergang des Abendlandes erwartet, dann geht der *hype* im nächsten Jahr unso frischer, fröhlicher und umsatzgesteigerter weiter. Oder wenn sich vor Jahren Francis

Fukuyama mit seinem Buch über das *Ende der Geschichte* bekannt machte und uns damit die finale Weltordnung des Pentagon vorsetzte, wenn ihm kürzlich der Kulturkrieger Samuel Huntington sekundierte und die dazu passende militärische Landkarte malte, dann blamierte beide der schlichte Fortgang der Geschichte und die allzu durchsichtigen Hegemonialansprüche.

Verluste der Politik

Soviel Enden und Krisen vor der Jahrtausendwende. Überall scheint uns das Vertraute wegzubrechen. Winzige BSE-Erreger bedrohen den europäischen Rindfleischmarkt; mafiose Kriminalität, Geheimdienste und Gerichte betreiben in enger Kooperation die Aufhebung der Grenze zwischen öffentlicher und privater Sphäre; zu den von freien und demokratischen Neoliberalen sowie Frankfurter Bankern und allgemeinen Wirtschafts-Ajatollahs gepredigten Standortmodellen pilgern die Lebensmüden aller Couleur. Endlos geht es weiter mit den Themen: Intellektuelle, Gemeinsinn, Steuermoral, Neue Medien und Technologien, Arbeit ...

Nicht genug damit, hat es auch die Politik erwischt. So hören wir ergriffen von der Verdrossenheit beim Wähler, Verlogenheit der Politiker, Allmacht der Sachzwänge, wuchernden Bürokratie, Auflösung des National-, Rechts- und Sozialstaats. Auch hier nimmt das Enden mittlerweile kein Ende mehr. Das Unheimliche dabei ist, daß es irgendwie doch weitergeht, und so stellt sich die Frage nach dem Sinn der Krisenszenarien. Üblicherweise wird eine erste, vage Antwort mit dem Verweis auf den Zusammenbruch altbewährter Ordnungen wie der des Kalten Krieges oder der deutsch-deutschen Teilung versucht. Mit dem Ende der geostrategischen Großveranstaltungen beider Supermächte sollen uns auch

die entsprechend großangelegten Visionen abhanden gekommen sein; seitdem plagen uns Unübersichtlichkeit und Entkräftung.

Eine andere Antwort setzt auf unsere Einsicht in den erbärmlichen Zustand der westlichen Werteordnung. Sie erscheint uns zwar als welthistorische Siegerin über das »Reich des Bösen«, doch dümpelt sie nun etwas alleingelassen als das ressourcenknappe und zugleich -abhängige Unternehmen, das sie immer war, durch die Weltgeschichte und will ohne neue Feindbilder partout auch keine Sinn mehr finden. Eine weitere Antwort bemüht das durchtriebene Kalkül des hiesigen Kapitals, das nun ohne seinen einzig wahren Gegner, den real existierenden Sozialismus, auch keine »falschen« Rücksichten mehr zu nehmen braucht. Nicht nur die Proleten aller Länder können jetzt endlich einpacken, droht alle angeblich übertriebene Fürsorglichkeit gestrichen zu werden, vielmehr steht der freie Fall ins Asoziale immer mehr Menschen zu Gebote. Die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft produziert Verlierer genauso, wie sie diese voraussetzt; hierin findet sie ihre eigene, ihre nicht überschreitbare Grenze.

Die Politik der Gewinner

Die Beantwortung der Frage nach dem Sinn der Krise im Politischen scheint damit einen Schritt weiter, sie weist in Richtung Ökonomie. In der Tat kann sich heute nur noch als kompetent für politische Fragen ausweisen, dessen Sprache ihn als Absolventen einschlägiger Kurse in Betriebswirtschaftslehre verrät. Begriffe wie Deregulierung, Derivat, Globalisierung, *outsourcing* oder *shareholder value* beschreiben dabei kaum mehr wahrnehmbare Hinterwelten. All dies nimmt sich so esoterisch aus, wie die geheimnisvollen Zeichen auf der Wetterkarte



Der Fortschritt geht immer weiter.

Foto: Maltete/Voller Ernst

unserer alterhrwürdigen TAGESSCHAU. Ungeheure Mächte scheinen in der Sphäre der Ökonomie zu wirken, so daß sich die Verwissenschaftlichung durch die BWL schon lange nicht mehr auf die Arbeitswelt beschränkt, sondern all die anderen Lebensbereiche ergreift. Mit einem Wort: Überall kostet alles etwas.

Geld ist ein Allesfresser. Seine theologischen Mucken und Schnurren konnten sich einst als Heil des Fortschritts oder Gnade des Wachstums empfehlen. Diese Jenseitsträumerien sind mittlerweile gründlich ertüchtigt, alles hat seinen Preis, und nichts hat mehr Wert. Unter diesen Bedingungen wollen sich verständlicherweise immer weniger Politiker zu solchen Slogans wie »Wohlstand für alle« in aller Öffentlichkeit bekennen. Daß niemand ausgeschlossen sein darf von Reichtum oder Wohlfahrt, der Aus-

schluß des Ausschlusses also, scheint endgültig perdu. Der Ausschluß und all das, womit er sich in der gegenwärtigen Polithetorik zu verstehen gibt: Armut, Ausgrenzung, Entbehrung, Knappheit, Opfer – Ausschluß ist nicht nur ein hinzunehmendes Übel, sondern offenbar ein *konstitutives* Moment von Politik.

Aus dieser allmählich dämmernenden Erkenntnis ist noch niemand so recht schlau geworden, allenfalls wurde er zynisch, wie der eine oder andere Politiker. Zum Beispiel der Ministerpräsident von Niedersachsen mit seinen klaren Worten, großen Visionen und allemal »guten Kontakten zur Wirtschaft«. Bedauerlicherweise gehört sein ewig strukturschwaches Land gerade nicht zu den wirtschaftlichen Spitzenreitern dieser Republik und muß auch er ganz schlicht und persönlich von Betrieb zu Betrieb gehen, Klinken putzen und um Lehrstellen betteln. Edmund Stoibers Bayern, nächstes Beispiel, steht wirtschaftlich ein wenig besser da. Dabei schielt auch seine Abwehr des EUROS nach der Deutschen Mark als Leitwährung in den zu erwartenden Verteilungskämpfen innerhalb der EUROPÄISCHEN UNION und den wirtschaftlich unerschlossenen Weiten Osteuropas; seine Vorstellung vom Allgemeinwohl hat auch nur begrenzte Reichweite und bedient ausschließlich die, die schon drinnen, also angekommen sind.

Kurzum: Je begrenzter die faktischen Möglichkeiten der Politik, desto globaler wird ihre Rhetorik und desto chauvinistischer werden ihre Praktiken. Dazu gehören auch die polemische Mischung aus Asyl-, Ausländer- und Arbeitsmarktpolitik oder die populistischen Ausfälle gegen die ach so vielen Parasiten im dichten Fell unseres Wohlfahrtsstaates.

Politischer Avantgardismus

In wirtschafts- und verteilungspolitisch schweren Zeiten wird entsprechend der wachsenden Verliererschlar die Klientel der etablierten Politik kleiner. Politik ist ganz unverblümt exklusiv. Deshalb möchte FDP-Generalsekretär Westerwelle aus der Not eine Tugend machen. Er

lobte seine Partei unlängst als Avantgarde aus und wollte damit, gänzlich unbelastet von den mörderischen Implikationen dieses Begriffs in diesem Jahrhundert, wieder politischen Führungsanspruch und unbedingte Siegeszuversicht verkünden.

Doch der Liberalismus will und muß Gewinner sein, deswegen ist er von seiner Struktur her flexibel, inhaltlich jedoch labil. Genau dies kommt ihm in Zeiten der Selbstverständigungs- und Durchsetzungskrisen unseres bürgerlich-kapitalistischen Gemeinwesens besonders zugute. Bei welcher politischen Kraft auch immer die wohlfahrtstaatliche Programmatik wie eine Fassade zu bröckeln beginnt und eine listige Pragmatik des Ausschlusses aus den Ritzen kriecht, die hiesigen Neo-Liberalen feiern schon wieder einmal das Richtfest.

Ironischerweise beerbt ein solch fiebriger Avantgardismus ausgerechnet die Hegelsche »List der Vernunft«, die sich der einst zur Marxschen »Diktatur des Proletariats« und schließlich zum totalen Führungsanspruch einer Partei mauserte, und die uns in der Folge der Nachkriegs-, Wirtschaftswunder- und Verdrängungsjahre der noch jungen Bundesrepublik das privilegierende Sonderwissen einer freudo-marxistischen Ideologiekritik bescherte.

Motiv und Prinzip des Avantgardismus treten in diesem Zusammenhang besonders anschaulich hervor. Ganz konkret: Jeder kennt aus Gesprächen über die Verwirklichung hochfliegender Pläne, wie das Kostenargument jähe Ernüchterung bringt. Ein solch gemeiner Sachzwang stört besonders schmerzlich die politischen und sozialen Weltverbesserungsprojekte, denn hier ist es dringend, hier soll anders werden, was so erschütternd nach Veränderung schreit.

Ausgerechnet jetzt droht eine allemal frustrierende Einsicht, die uns vom engagierten, um Gleichheit und Gerechtigkeit besorgten *Citoyen* wieder zurückwirft auf den *Bourgeois*, dessen eigennütziges Tun immer nur Ungleichheit schafft: Ideell darf im Kampf gegen Armut, Ausbeutung und Gewalt das letzte Wort kein

schnöder Mammon sein, faktisch jedoch erkennen wir uns im Spiegel des Pekuniären als munter zappelnde Momente in einem System, das uns eben noch als manifestes Unheil gegenüberstand. Es fehlt ein objektives Maß, das aus der subjektiv so mißlichen Lage, eingeklemmt zwischen beabsichtigtem Allgemeinwohl und bewirkter Ungerechtigkeit, befreien könnte. Hier kommt der Marxismus wie gerufen, indem er einen bewährten bürgerlichen Traditionsbestand aufgreift und radikalisiert. Er agitiert nämlich wie das *schlechte Gewissen*, genauso unvermeidlich wie gesetzesförmig, und funktioniert damit als eine wesentliche, interne Sinnressource der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Sein fortschritts- und wachstumversessener *Jenseits-appeal* bedeutet, wie bei seinem ewigen Gegner, dem Liberalismus, die Objektivierung und Operationalisierung der Gewissensqual, zusätzlich aber auch die versöhnende Option ihrer Aufhebung.

Die Gewalten der Politik

Die Krise im Politischen hat unmittelbar weder mit dem Zusammenbruch der großen Orientierungsschemata zu tun, noch mit den lärmigen Veranstaltungen, die heute unter dem *label* Neue Technologien oder Globalisierung laufen. Vielmehr hat sich eher schleichend und leise eine Wandlung vollzogen, die gewiß nicht losgelöst von den tönenden Krisenszenarien, aber doch sehr eigenständig, neu und bedrohlich in die Gewißheit einmündet, daß im Politischen, wie im Sozialen und Ökonomischen der Ausschluß notwendig ist. Er ist nicht nur leider hinzunehmen, vorläufig, bis etwas besseres gefunden wird; er ist auch kein unvermeidlicher Fehler, ein unaufhebbarer Mangel, der mit der endlichen Verfassung des Menschen oder der Tücke des Objektiven zusammenhängt. Der Ausschluß gehört zu den Bedingungen des Politischen, unserer politischen Moderne; er ist konstitutiv, immer schon und immer wieder.

Dabei können selbst die politisch aufwendig inszenierten Ausgrenzungsbegründungen – die Rede ist von den *faulen*

Arbeitslosen, den *kriminellen* Ausländern oder den *illegalen* Einwanderern etc. – nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Ausschluß aus prinzipiellen Gründen stattfindet. Die Politik steht hier auf unangenehme Weise vor der Wertfrage: Wie soll sie sich selbst verstehen, wenn sie das Opfer mit keinem Fortschrittsglauben oder formalen Verfahrenstrick mehr kompensieren kann? Ist sie damit strukturell konservativ, reaktionär, essentialistisch oder gar metaphysisch? Kann es eine aufklärend-aufgeklärte Politik geben, die ohne Jenseitsallüren wäre und die gleichwohl »Aufklärung« nicht so ernüchternd funktional versteht, wie Markus Wolf seine Arbeit für die Staatssicherheit?

Solche Fragen sind nicht unbedingt neu. In ihrem Schatten wuchs einst die Idee von der sogenannten vierten Gewalt. Was im Rahmen des politischen Dreiermodells der Legislative, Exekutive und Judikative als nicht lösbar erscheint, sollte irgendeine Überschußgewalt schaffen.

In den 70er Jahren kam den Medien diese Funktion zu; damit arbeiteten sich die hiesigen Kulturrevolutionäre an den Omnipotenzphantasien ab, die sie mit der ersehnten Übernahme der verschiedenen Kulturinstitute verbanden. In den 80er Jahren übernahm die Ökologie diese Aufgabe, sie wurde zum archimedischen Punkt der Innen- und sogar Weltpolitik und universalisierte das Risikobewußtsein. In den 90ern schließlich wurde die Ökonomie zum alles entscheidenden Faktor, die vierte Gewalt hieß jetzt: Produktive. Damit verbindet sich immer noch das Phantasma der Aufhebung aller Mühsal und Entbehrung vermittelt Wachstum und Fortschritt; egal was wächst, Hauptsache, es schreitet voran.

Die Politik kann sich weiterhin mit diesen, sie langfristig entmächtigenden Gewalten gemein machen; *diese* Politik wird verschwinden, sie wird ihre eigenste Verantwortung aus der Hand gegeben haben. Die politisch entscheidende Frage aber wird bleiben: wie der Ausschluß ohne Fortschritt denk- und lebbar ist, mithin eine Frage der Gerechtigkeit.

Thema: Das Böse – möglicherweise

GESPRÄCH MIT RÜDIGER SAFRANSKI

»Wir starren in den Weltraum und kein Sinn schaut zurück«

*Der Philosoph und Publizist **Rüdiger Safranski** hat gerade im Hanser Verlag eine Studie über »Das Böse« vorgelegt, die nach dem großen Erfolg seines Heidegger-Buchs »Ein Meister aus Deutschland« (1994) mit Spannung erwartet worden ist.*

»Das Drama der Freiheit« nennt Safranski sein Buch im Untertitel und akzentuiert so, daß das Böse für ihn zur menschlichen Grundausstattung gehört.

***Stephan Krass** unterhielt sich in Berlin mit Rüdiger Safranski über das Böse und die Freiheit.*

Krass: Herr Safranski, Sie schreiben an einer Stelle Ihres Buchs, daß man sich bei dem Bösen durch ein Dickicht von Zuschreibungen hindurcharbeiten muß. Mich interessiert, auf welcher Spur Sie den Durchbruch gesucht haben. Wie haben Sie sich dem Phänomen des Bösen genähert?

Safranski: Ich beginne mit dem Mythos des Sündenfalls, weil er von der Geburt der Freiheit handelt. Es ist eben das Drama des Menschen, daß er die Freiheit hat zu wählen und infolgedessen das Nichts wollen kann, die Zerstörung, und also sein Leben verwirken kann. Alles das ist ständig in den Optionen seines Handelns präsent und macht den Risikobestand seines Daseins aus. Es gibt ja die unschwellige Erfahrung, daß die ganze Welt das Böse ist. Wir starren in den Weltraum und kein Sinn schaut zurück. Das ist eine stetige Herausforderung. Also muß man das Böse zunächst aus der Fixierung an moralische Postulate herauslösen. Wenn man große Worte verlieren wollte, könnte man sagen, daß die ganze Kultur, die Kunst und die Religion Antworten auf Fragen sind, die die Erfahrung des Bösen

stellt. Das Leben angesichts der Abgründe in uns und außer uns erträglich zu machen, setzt die Dynamik einer erfindungsreichen Kultur ins Werk.

Krass: Wer sich dem Bösen nähert, der muß zunächst Ordnung in Kontextbegriffe bringen. Nehmen wir Natur, Geschichte, Vernunft oder eben Sünde und Freiheit. Das Böse an sich gibt es doch gar nicht. Es gibt Formen von Differenz oder von Dissidenz, die in verschiedenen Kontexten auftreten. Der einzige Kontext, der immer konstant bleibt, ist der Mensch.

Safranski: Da stimme ich zu. Das Gerede von dem Bösen ist mir eine Beschwörungsformel. In unserer christlichen Kultur ist es die dämonische Macht des Teufels. Den habe ich schon im ersten Kapitel meines Buchs verabschiedet. Solche Mystifikationen brauchen wir nicht. Schon die Tragödie der Sündenfallgeschichte beginnt ja nicht mit der Schlange, die Schlange hilft nur. Die Tragödie beginnt mit der Wahlfreiheit der ersten Menschen, die sich vergriffen haben. Die Ver-teufelung hat sich indessen zu einer beliebten Methode entwickelt, den jeweils Anderen als die Inkarnation des Bösen zu betrachten. Diese Münze zirkuliert seit alters her und wird ständig weitergegeben.

Krass: Haben Sie denn jenseits der Kontextabhängigkeit des Bösen Hinweise auf seine Autonomie gefunden? Ich meine weniger das Böse als anthropologische Konstante, sondern als etwas Eigengesetzliches, das jenseits des Guten seine spezifische Dynamik entwickelt.

Safranski: Das Böse – wir sagten es bereits – gibt es nur im Zusammenhang mit dem Mängelwesen Mensch und seiner Risikoausstattung. Und weil es die Widerspiegelung der Welt in unserem Bewußtsein gibt, wachsen die Zweifel daran, worauf denn alles hinaus soll. Auch in säkula-

risierten Zeiten stellen wir diese Frage unterschwellig immer. Als man das Ganze noch in verschiedenen Formen des religiösen Fragens fassen konnte, da neigte man zu der Ansicht, daß wir hier auf Erden am falschen Ort sind. Sie merken daran, daß ich mit der Thematisierung des Bösen wieder einen Zugang zu finden versuche zu der Erfahrung des Bedrohlichen, des Rikanten und der Weltfremdheit. Wir dürfen ja nicht vergessen, daß mit dem Beginn der Karriere des Christentums sich eine mächtige religiöse Unterströmung, ein ganzes Programm kultureller Befindlichkeit in der Gnostik formulierte. Und die sagte ja: Wir sind hier in der falschen Welt, irgendwie hat eine Verkörperungskatastrophe stattgefunden. Also diese Erfahrungen, auch wenn wir sie heute so nicht mehr formulieren können, sind latent da und durch das Böse können wir uns wieder einen Zugang verschaffen.

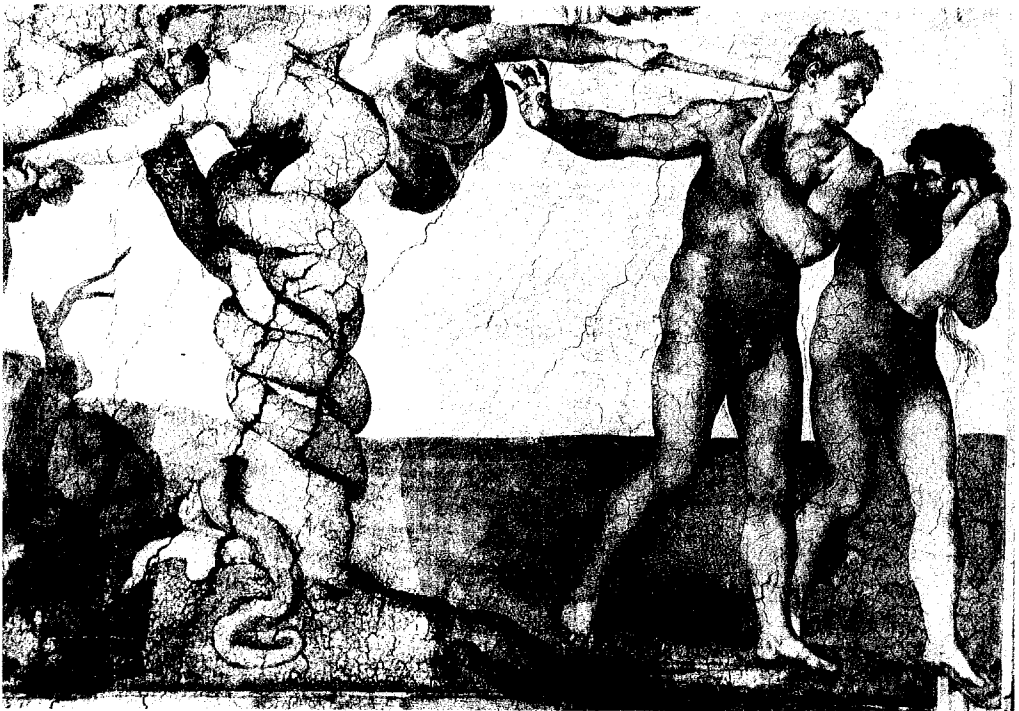
Krass: Dennoch müssen wir das Problem beständig reformulieren, zumal in einer ausdifferenzierten Welt, wo die Frage

nach dem Ganzen keinen einheitlichen Resonanzraum mehr findet.

Safranski: Wenn Sie mal daran denken, wie heute über die Evolution des Bewußtseins nachgedacht wird, dann sehen Sie, daß die alte Anschauung, die den Weltprozeß als ein offenes Drama betrachtet hat, in modernen Evolutionstheorien zurückkehrt. Etwa in der Frage, ob die Konstruktion des Bewußtseins nicht eine Überforderung war und zu einem Betriebsunfall führen mußte. Arthur Koestler hat vom Menschen als Irrläufer der Evolution gesprochen. Die Gefahr der Überforderung liegt eben darin, daß wir imstande sind, von unseren konkreten Lebensbezügen eine bewußtseinsmäßige Distanzierung herzustellen. Eine andere Variante der Evolutionstheorie geht davon aus, daß wir bisher erst die Hälfte unseres Bewußtseins, unserer mentalen Kapazitäten ausgereizt haben. Wir müssen also die Evolution weiter vorantreiben. Am Ende steht dann die Technik-Fraktion, die sagt, wir sind die falsche Hard-

Mit der Vertreibung aus dem Paradies, der Entscheidung über Gut und Böse, begann das Drama der menschlichen Freiheit. »Vertreibung aus dem Paradies«. Michelangelo Buonarroti, 1509

Foto: AKG, Berlin



ware, die künstlichen Intelligenzen müssen auf ein verlässlicheres Speichersystem übertragen werden, damit sich ihre Potenzen erst richtig entfalten können. Wenn man auf dieser Spur nach aktuellen Erscheinungsformen des Bösen fragt, macht man die überraschendsten Wiederentdeckungen alter Bestände.

Krass: Sie haben das Problem des Bewußtseins angesprochen. In Ihrem Buch gibt es an mehreren Stellen eine Formulierung, die sinngemäß lautet: Wenn das Bewußtsein nur bewußtes Sein wäre, dann wäre vieles leichter.

Safranski: Das wäre es in der Tat. Das Bewußtsein wäre eben nur bewußtes Sein. Das hängt wieder mit dem Problem der Freiheit zusammen. Wir haben eben nicht nur Wirklichkeit, wir haben auch einen Horizont von Möglichkeiten, die noch nicht wirklich sind. Diese Potentialität schafft eine Lockerung der Weltanbindung, die dramatisch werden kann. Wir können gleichermaßen Bedrohungsszenarien konstruieren und Hoffnungskulissen entwerfen. In dieser Spanne zwischen dem Abenteuer der Utopie und dem drohenden Absturz vollzieht sich das Drama. Gerade in der Moderne hat es wirkungsmächtige Tendenzen gegeben, die geschichtlichen Prozesse ihrer Offenheit zu berauben und sie maschinenartig zu betreiben. In dem Siegeszug des Marxismus, vor allem in seiner vulgären Form, drückt sich dieser Ingenieurgeist aus, daß die Geschichte machbar ist. Das heißt, eine bestimmte Möglichkeit wird realisiert, um den offenen Horizont, der immer auch riskant ist, folgenreich abzuschirmen. Das impliziert ein rabiates Modell der Menschenformung, was ja auch offen proklamiert wurde. So kommt es im Zeichen stabiler Verhältnisse zur Einmauerung von Geschichte, zu einer Disziplinierung von Menschen als Material. Etwas ähnliches hat von anderen Voraussetzungen her der Nationalsozialismus gemacht. Der Psychoanalytiker Erich Fromm hat in diesem Zusammenhang sehr zutreffend von der Angst vor der Freiheit gesprochen.

Krass: Das Sein bestimmt das Bewußtsein, aber das Bewußtsein ist nicht identisch mit bewußtem Sein. So könnte man

dieses Kapitel auf einen Nenner bringen. Nun fächert Ihr Buch ja auf der Fährte des Bösen ein breites historisches Panorama von 2000 Jahren christlich-abendländischer Tradition auf. Die Grundbeobachtung geht davon aus, daß der Mensch ein Mängelwesen ist, das man vor sich selbst schützen muß. Die Frage ist dann, ob dieser Schutz von innen oder von außen kommt. Das beginnt mit Sokrates und Platon, wo der Mensch im Sinne eines gelingenden Lebens sich nach sich selbst richten kann. Bei Augustinus braucht er dazu die Gnade Gottes und vor allem eine starke Institution, die Kirche heißt. Und noch bei Arnold Gehlen sind es dann die Institutionen des modernen Staates, die den Menschen vor Abstürzen bewahren sollen.

Safranski: Ja, das kann man sagen. Aber Sie sehen sowohl bei Augustinus, bei dem das »Ich« einen ungeheuer voluminösen Klang erhält, als auch bei Gehlen, der sich auf die subtilsten Abgründe des deutschen Idealismus eingelassen hat, daß beide letztlich starke Institutionen brauchen, weil sie dem Menschen nicht zutrauen, aus sich selbst sein Seelenheil zu finden oder die Unverbindlichkeit des Liberalismus auszuhalten. Bei Augustinus heißt der Abgrund Sünde, bei Gehlen heißt das schwarze Loch Hiatus. Es gibt nicht nur schwarze Löcher im Weltraum, sondern auch in uns selbst. In direktem Zugriff hält es der Mensch nicht bei sich aus, er braucht den Umweg über Institutionen. Das ist hier gemeint. Es handelt sich also um Dramen der *conditio humana*, die man in dieser Form nicht unterstützen muß. Aber Einschüsse dieser Art sind bei allem Festhalten am Pluralismus immer wieder nötig. Insofern ist mein Buch eines gegen das Vergessen. Auch wenn ich mich scheue, mit dem Sezierschneider der Erkenntnis das Richtige vom Falschen zu scheiden. Manchmal muß man die Dinge dahingestellt sein lassen, wenn man das Panorama des Menschen möglichen offenhalten will.

Krass: Sie haben von schwarzen Löchern gesprochen. Nun hat es einige prominente Versuche gegeben, diese schwarzen Löcher auszuleuchten. Die Aufklärung

war ja so eine Illuminations-
attacke auf die Finsternis...

Safranski: Schauen Sie, man muß die schwarzen Löcher beim Namen nennen. Man kann natürlich heute kein Buch über das Böse schreiben, ohne nicht auf die Erfahrungen mit dem Hilerismus zu kommen. Es ist in der Tat ein schwarzes Loch des Menschenmöglichen. Ich will und kann keine neue Analyse des Phänomens Nationalsozialismus vorlegen, sondern nur einige Aspekte aufgreifen. Die wissenschaftliche Tradition hat uns gelehrt, in Strukturen und Logiken zu denken. Und dann kommt jemand wie Hitler, der sich in seinem Erweckungserlebnis auf so etwas vollkommen Imaginäres wie das Erbe von Richard Wagner beruft. Auf diese Bühne will er steigen und das große Nibelungen-Drama mit der Ausrottung des absoluten Widergeistes, also der Juden, fortsetzen. Da tritt einer mit dieser imaginären Obsession in die Geschichte ein und bringt eine ganze moderne Zivilisation in seine Gefolgschaft, um diese Phantasmen umzusetzen. Am Ende sitzt dieser Kerl im Führerbunker, liest in den Partituren von Richard Wagner und spricht den Wahnsinnsatz, das deutsche Volk sei nicht reif gewesen für die Inszenierung dieses großen Dramas. Man kann es nur auf den abgekühlten Satz bringen, daß neben allen sozialen und sonstigen Bedingungen, die zweifellos eine Rolle spielen, etwas von der Besessenheit dieser Imagination als unerklärter Rest zurückbleibt. Ich scheue mich deshalb auch nicht, den Satz Goethes über das Dämonische anzuführen. Man hat mit Recht schon beizeiten darauf hingewiesen, daß mit der Dämonisierungsthese all die willigen Helfer entlastet werden. Dagegen kann man mit Hannah Arendt sagen, daß man auch für seinen Gehorsam verantwortlich ist. Aber das soll uns hier nicht weiter beschäf-



Analysiert das Böse: Rüdiger Safranski Foto: Isolde Ohlbaum

tigen. Mir geht es darum zu zeigen, daß Geschichtsprozesse nicht in der beruhigenden Weise von Logik und Struktur ablaufen, sondern daß es Einbrüche gibt, wie Hitler einen darstellt, der ein dunkles Genie des Imaginären war, das eine ganze Zivilisation in seinen Taumel mit hineingezogen hat.

Krass: Ich habe vorhin die Aufklärung erwähnt und ihr Bestreben, das schwarze Loch der Unmündigkeit mit dem Licht einer universalen Vernunft auszuleuchten. Auch Rousseaus Programm einer Pädagogisierung, das den an sich guten Menschen in das Umfeld einer fehlgeleiteten Zivilisation stellt, gehört in diese Überlegung. Sie selbst haben vorhin von der Überforderung des Bewußtseins gesprochen. Hugo Ball hat in diesem Zusammenhang gesagt, jede Übertretung sei

eine Rache an der Kultur. Manchmal kommt es einem doch so vor, als seien gerade auf der Rückseite all dieser großangelegten „Programme der Verbesserung des Menschen“ die schlimmsten geschichtsbekannten Verbrechen passiert. Das beginnt mit der moralischen Hochrüstung des Menschen im Zuge der Aufklärung, führt in der hybriden Wissenschaftsgläubigkeit Ende des 19. Jahrhunderts zu seiner eugenischen Veredelung und endet mit der physischen Auslöschung in den Verbrennungsöfen von Auschwitz. Das alles ist sicher keine historische Zwangsläufigkeit, aber auf der Suche nach dem Bösen gewinnt diese Lesart doch eine düstere Plausibilität.

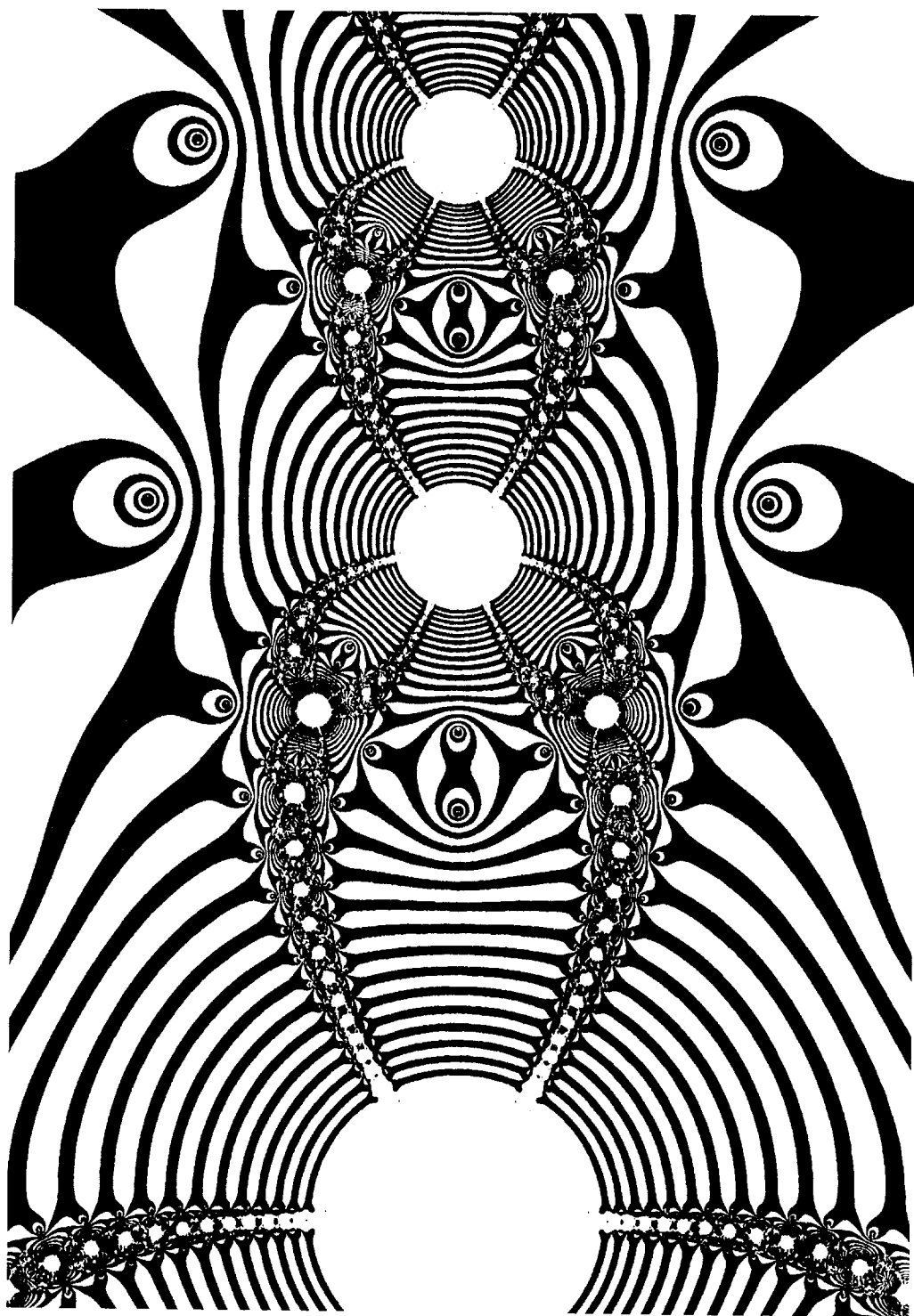
Safranski: Das ist sicher eine Spur, gerade auch im Kontext der eugenischen Konzepte der Menschenveredelung. Denn Hitlers imaginäre Wagner-Oper als Geschichte ist nur die eine Seite. Ein anderer Aspekt ist das vulgarisierte Wissenschaftsdenken. Also haben wir auch hier wieder die hemmungslose Modellierung des Menschenmaterials. Man mag sich gar nicht vorstellen, daß Hitler seine Schreckensvisionen schon mit den Bio-Bomben der modernen Gentechnik hätte umsetzen können. Deshalb sprach Carl Amery ja auch von einem künftigen Totalitarismus als Bio-Faschismus, nicht als National-Faschismus. Unterirdisch lebt in dem Phänomen Hitler die Euphorie der Naturwissenschaften des 19. Jahrhunderts weiter. Außerdem haben Sie von Rousseau gesprochen. Der war nun ein Genie der Liebe, der großen Kommunion, nicht Kommunikation. Deshalb mußte alles, was diese Symbiose störte, zur Bedrohung werden. Rousseau war am Ende seines Lebens völlig von Verfolgungswahn zerfressen, umgeben von einer feindlichen Welt. So kommt man nicht umhin festzustellen: ein Verlangen nach Einheit, das die menschlichen Möglichkeiten überzieht, erschließt im großen Stil neue Quellen der Verfeindung. Eine Generation nach Rousseau kommt sein Schüler Robespierre und alles Fremde, Andere, Nicht-Konforme wird eliminiert.

Krass: Sie haben ja auch ein de Sade-Kapitel in Ihrem Buch, wo Sie zeigen, wie

das Böse sich losreißt, gleichsam ontologisch wird, jedenfalls keine Referenzen mehr kennt außer in der bösen Natur selbst. Eine dieser Spuren führt in die schwarze Romantik zu Edgar Allan Poe und später zu Baudelaire und Joseph Conrad. Man kann überhaupt beobachten, daß das Böse im 19. Jahrhundert vielleicht im Zuge seiner Domestizierungsversuche durch die Philosophie in die Literatur und Kunst abwandert.

Safranski: De Sade ist ein Minenhund für Extrem Erfahrungen. Hier dient das Böse nichts und niemandem, ist für nichts mehr »gut«. An diesem Punkt hat de Sade mit seiner Propagierung des absolut Bösen angesetzt. Er war fasziniert von der Möglichkeit, das Böse nur um seiner selbst willen zu tun, als pure Destruktivität. Er sagte einmal, er wollte die Tür so laut zuschlagen, daß der ganze Weltraum erzittert. Hitler wird später in seinem Bunker eine ganz ähnliche Formulierung finden. Also, das Böse erreicht hier fast den Absolutheitsgrad von Gott, der ja auch keiner Instanz mehr unterworfen ist. Wenn Kant also von der Moral fordert, daß sie rein um ihrer selbst willen befolgt werden müsse, dann steht als schwarzer Zwilling Bruder an der anderen Seite der Skala de Sade, bei dem das Böse etwas ist, was nur sich selbst will.

Krass: De Sade hat das Böse an einem Punkt vorgeführt, wo es nicht mehr verhandelbar ist. Die Kriege Preußens etwa waren ja bis weit in das 19. Jahrhundert hinein Versuche, jene Verfeindungen, denen Sie in Ihrem Buch ein historisches Apriori zuschreiben, irgendwie verhandelbar zu machen. Wenn sich das Böse verselbstständigt, gerät es außer Kontrolle. Wir leben ja heute selbst in Zeiten, die nach der These Eizensbergers vom Großen Bürgerkrieg auf eine Form der Auseinandersetzung zulaufen, die sich auf keine ideologischen Begründungen mehr stützen kann und diese auch gar nicht sucht. Baudrillards These von der Autonomie des Hasses, in dem das ganze soziale Leitbild des 20. Jahrhunderts zu verschwinden droht, zielt in eine ähnliche Richtung. Auch hier ist das Böse nicht mehr verhandelbar.



Auch das Unordentliche und Zufällige, das die Sinnsucht des Menschen Enttäuschende, kurz: das Chaos und die Fraktale können als das Böse empfunden werden.

Foto: MeVis der Universität Bremen

Safranski: Das ist ja auch der Grund dafür, daß das Böse im Sinne de Sades im 19. und 20. Jahrhundert diese große Faszination auf die Kunst ausgeübt hat. Nehmen wir zum Beispiel Bataille. Bei ihm wird das ganz deutlich. Alle Themen können irgendwie pädagogisch gehandhabt werden, aber in der Kunst wird es als kränkend empfunden, wenn sie instrumentalisiert wird und für etwas anderes gut sein soll. Sie hat das stolze Bewußtsein, selbst der Höhepunkt einer menschlichen Verausgabung zu sein. In diesem Sinne ist sie etwas Heiliges. Das Heilige dient auch nicht, sondern ist selbst ein Gipfel. Und hier trifft sich die Kunst mit einem Konzept des Bösen, das für nichts »gut« ist als für seine eigene ekstatische Vergegenwärtigung. Bei dieser Art der Vergegenwärtigung in der Kunst handelt es sich natürlich um die unriskante Existenz des Bösen, sie bleibt noch in der Sicherheitszone. Da schiebt sich zwischen Autor und Leser wie ein *cordon sanitaire* die ästhetische Form.

Krass: Am Ende Ihres Buches kommen Sie auf drei Begriffe: Entropie, Kontingenz und Chaos. Wollen Sie im Zuge dieser Beschreibungsformen an den Anfang zurückkehren, als Unordnung herrschte und das Sein noch ungetrübt war von Sinn und Bewußtsein?

Safranski: Ich wollte diesen Bogen tatsächlich schlagen, um das Grundrauschen vom Anfang, das doch in der Herausforderung durch das Ganze immer hörbar bleibt, nochmal ins Bewußtsein zu heben. Auch wenn man aus dem Mutterleib kommt, ist man erstmal nicht heimisch. In diesem Sinne ist die Kultur ein entropiebedrohter Versuch, sich heimisch zu machen.

Krass: Carl Schmitt, den Sie auch zitieren, hat einmal gesagt, daß man jenseits der Frage, ob der Mensch gut oder böse sei, als Faktum festhalten müsse, daß er gefährlich sei.

Safranski: Ich denke, das ist eine sehr kluge Aussage, solange man in sie einschließt, welche Gefährlichkeit der Mensch für sich selber hat. Aber darin liegt ja auch eine Chance, daß er sich aus Einsicht oder Abschreckung eines Besseren besinnt.

STEPHAN KRASS

»Mit einer Hoffnung
auf ein kommendes Wort«

Paul Celan hilft Martin Heidegger

Am 1. August 1967 – vor 30 Jahren – schrieb Paul Celan in Frankfurt das Gedicht »Todtnauberg«. Die Kernzeile des Gedichts »von einer Hoffnung, heute, auf eines Denkenden kommendes Wort im Herzen« verdankt sich einer Formulierung, mit der sich Celan einige Tage zuvor in das Gästebuch von Martin Heideggers berühmter »Hütte« in Todtnauberg im Schwarzwald eingetragen hatte. Die Begegnung zwischen dem Denker, der 1933/34 als Rektor der Freiburger Universität angetreten war, die Gleichschaltung der deutschen Hochschulen voranzutreiben, und dem Dichter, dessen Leben und Werk von dem Massaker an den europäischen Juden gezeichnet ist, stand von Beginn an unter den Auspizien einer schweren Last.

Am Abend des 24. Juli 1967 sind weit über tausend Leute in das Auditorium maximum der Universität von Freiburg i. Br. geströmt. Soviele waren es noch nie, wenn Paul Celan vorgetragen hatte. Es war sein eigener Wunsch gewesen, hier und heute zu lesen. Drinnen herrscht andächtige Stille. Nur selten unterbricht ein zaghaftes Räuspern den monotonen Sprechgesang des Dichters. Leicht gebeugt, in nahezu bewegungsloser Starre sitzt er in dem von engen Sitzreihen gesäumten Halbrund und liest in unverwechselbarem Tonfall aus den Gedichtbänden *Mohn und Gedächtnis*, *Sprachgitter* und aus dem neuen Zyklus *Atemwende*. Celans Auftritt in Freiburg ist nicht irgendeine Lesung. Gewöhnlich drängte er sich nicht nach öffentlichen Auftritten, aber hier wollte er sprechen. Hier in diesem Raum, in der poetischen Sprache des Dichters, sind alle Erinnerungen gegenwärtig und alle Worte versammelt, die ausgesprochenen und die unausgesprochenen, die verloschenen

und die kommenden, die stumm gewordenen und die verschwiegenen. Wer Ohren hat, kann hören.

Celan spricht zu den Tausend und zu einem. Seinetwegen wollte er in Freiburg lesen. Hier an diesem Ort. Dieser eine hatte 34 Jahre zuvor – da war Celan noch in der Bukowina – auch einen Auftritt in der Freiburger Universität gehabt. Von der »Selbstbehauptung der deutschen Universität« war damals die Rede und vom »Wissensdienst«, der im Sinne der neuen Bewegung des Nationalsozialismus, neben den »Arbeitsdienst« und den »Wehrdienst« gestellt werden müsse. Jetzt ein halbes Menschenalter später, sollen diese Worte eine Antwort erfahren. Sie können nie zurechtgerückt und zurückgenommen werden, aber sie sollen an demselben Ort noch einmal ihren Widerhall hören. Es ist das Echo der Todesmühlen.

Tausend und ein Zuhörer. Der Philosoph Martin Heidegger, der bei Celans Lesung in der ersten Reihe sitzt und aufmerksam folgt, war 1933, als er das Rektorat der Freiburger Universität übernahm, um von hier aus die Gleichschaltung der Hochschulen im nationalsozialistischen Deutschland zu betreiben, von der tiefen Überzeugung durchdrungen, nur die »Größe und Herrlichkeit dieses Aufbruchs« könne die Verfallenheit der Menschen an die »planetarische Übermacht des ungedachten Wesens der Technik« noch aufhalten. 1934 war er von seinem Rektorat zurückgetreten, in der Partei blieb er bis zum Schluß.

Paul Celans Eltern waren im Sommer 1942 von Czernowitz in der Bukowina in die Straflager von Transnistrien verschleppt worden. Als die Judendeportationen begannen, hatte der Sohn noch rechtzeitig ein Versteck ausfindig machen können, aber die Eltern nicht zu überreden vermocht, mit ihm vorübergehend unterzutauchen. Als er nach Czernowitz zurückkam, war die Wohnungstür verriegelt. Seine Eltern hat er nie wiedergesehen. Er selbst wurde zur Zwangsarbeit eingezogen. Bei Kriegsende schreibt er sein bis heute bekanntestes Gedicht *Todesfuge*. Der Graben zwischen Heidegger und Celan konnte tiefer kaum sein. Was

wollte also der Dichter vom Denker? Celan kannte Heideggers Werk genau und hinterließ nach seinem Freitod 1970 ein Handexemplar von *Sein und Zeit* mit vielen Anstreichungen und Anmerkungen, die auf eine sorgfältige Lektüre schließen lassen.

Als Martin Heidegger im Frühsommer 1967 durch den Freiburger Germanisten Gerhart Baumann zu der geplanten Celan-Lesung im *Auditorium maximum* eingeladen wurde, da schrieb er zurück: »Schon lange wünsche ich, Paul Celan kennenzulernen. Er steht am weitesten vorne und hält sich am meisten zurück. Ich kenne alles von ihm, weiß auch von der schweren Krise, aus der er sich selbst herausgeholt hat, soweit dies ein Mensch vermag ... Es wäre heilsam, Paul Celan auch den Schwarzwald zu zeigen.«

Todtnauberg

Die »schwere Krise«, von der Heidegger spricht, spielt auf Celans monatelangen Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik an, von der seine letzten Lebensjahre überschattet wurden. Heidegger wollte in Celan den Nachfahren Hölderlins sehen, nicht einen Überlebenden des Holocaust. Bei der ersten Begegnung des Dichters mit dem Denker kommt es kurz vor der Lesung, in dem Foyer eines Freiburger Hotels, in Gegenwart von Gerhart Baumann zu einer denkwürdigen Szene. Baumann schreibt in seinen *Erinnerungen an Paul Celan*: »Zeitgerecht eingetroffen, fanden wir uns zu einem Gespräch in der Halle zusammen, das rasch alles Förmliche hinter sich ließ und persönlichen Fragen sich zuwandte. Die gleichermaßen bedeutsame wie seltene Configuration legte den Versuch einer Aufnahme nahe; ehe es doch förmlich zu einer Anfrage kam, hatte Celan sich rasch von seinem Platz erhoben, um denkbar entschieden zu erklären, er wünsche nicht, zusammen mit Heidegger fotografiert zu werden.« Der Gedanke an ein Photo als vielleicht einziges und unkommentiertes Dokument dieser Begegnung schien Celan unerträglich. Seine Begegnung mit Heidegger konnte nur in der Sprache stattfinden,



Paul Celan hoffte auf ein Wort Heideggers. Foto: Wolfgang Oschatz

auch wenn sie mit verschiedenen Zungen redeten. Wenn es eine Berührung geben konnte, war sie nur in Worten möglich.

Bei einem Rundgang durch die Freiburger Innenstadt hatte Celan am Nachmittag mit Genugtuung feststellen können, daß seine Gedichtbände in den Auslagen aller großen Buchhandlungen prominent vertreten waren. Heidegger hatte seine Gewährsleute entsprechend instruiert. Ihm lag daran, daß Celan, den er zu den großen Dichtern zählte, sich in Freiburg willkommen fühlte. Und so kam es nach der Lesung zu jener folgenreichen Verabredung, die ihn und Celan am nächsten Tag nach Todtnauberg führen sollte, wo Heidegger ein Philosophen-Refugium, seine berühmte »Hütte« besaß. Früh am Morgen war man aufgebrochen, weil nach

dem Hüttenbesuch noch ein Gang ins Moor geplant war. Den Wagen steuerte Gerhard Neumann, der zu dieser Zeit Assistent des Germanisten Gerhart Baumann war und heute einen Lehrstuhl für Literaturwissenschaft in München innehat. Worüber haben die beiden Männer im Fond des Autos gesprochen? Neumann erinnert sich - 30 Jahre später - eher zaghaft an die Fahrt. Sicher weiß er noch, daß sehr wenig gesprochen wurde. Die Situation sei von einem »quälenden Schweigen« dominiert gewesen. Wenn gesprochen wurde, sei es um die Frage gegangen, ob Heidegger ein Wort zu seinen Einlassungen mit dem Nationalsozialismus äußern würde. Neumann erinnert sich vor allem, wie bedrückend es gewesen sei, »diese langen Pausen mit anzuhören«.

Oben auf der Hütte angekommen, interessiert sich Celan besonders für einen Brunnen, der vor der Hütte steht. Er fühlt sich an die

vielen Brunnen seiner Kindheitslandschaft, der Bukowina, erinnert. Später trägt er sich ins Hüttenbuch ein. Der Eintrag ist berühmt geworden. »Ins Hüttenbuch, mit dem Blick auf den Brunnentern, mit einer Hoffnung auf ein kommandes Wort im Herzen. Am 25. Juli 1967/Paul Celan.«

Diese Hoffnung, von der Celan spricht, steht - auch buchstäblich - im Zentrum des Gedichts *Todtnauberg*, das Celan einige Tage später, am 1. August, in Frankfurt zu Papier bringt. *Todtnauberg* ist das Vermächtnis einer »epochalen Begegnung«, wie Gerhart Baumann schreibt, »eine unbedingte Forderung, ein unerhörter Anspruch, nicht aufgegeben als »Flaschenpost« in das Ungewisse, vielmehr Stimme zu einem benennbaren Du.«

Todtnauberg

*Arnika, Augentrost, der
Trunk aus dem Brunnen mit dem
Sternwürfel drauf,
in der
Hütte,*

*die in das Buch
– wessen Namen nahmst auf
vor dem meinen? –,
die in dies Buch
geschriebene Zeile von
einer Hoffnung, heute,
auf eines Denkenden
kommendes
Wort
im Herzen,*

*Waldwasen, uneingeebnet,
Orchis und Orchis, einzeln,
Krudes, später, im Fahren,
deutlich,
der uns fährt, der Mensch,
der's mit anhört,*

*die halb-
beschrifteten Knüppel-
pfade im Hochmoor,
Feuchtes,
viel.*

»Von einer Hoffnung, heute, auf eines Denkenden kommendes Wort im Herzen«. In dieser Form hat Celan das Gedicht später in seinen Zyklus *Lichtzwang* aufgenommen. In der Erstfassung lautet die Zeile: »Von einer Hoffnung, heute, auf eines Denkenden (ungesäumt) kommenden Wort im Herzen.« Das in Klammern gesetzte Wort »ungesäumt« hat Celan in der späteren Fassung gestrichen. Zweifellos war er enttäuscht, denn ein ungesäumt kommendes Wort war nicht gefallen. Also wartete er. Am 7. August 1967 schreibt er aus seinem Wohnort Paris an den Dichter Franz Wurm nach Zürich: »Ich bin seit wenigen Tagen aus Deutschland zurück, wo alles gutging, auch das Zusammentreffen mit Heidegger, mit dem ich ein recht langes und recht deutliches Gespräch geführt habe.«

Über den Inhalt teilt er nichts mit. Einen Sonderruck des Gedichts *Todtnauberg* hatte er Heidegger mittlerweile zu-

kommen lassen. Doch das Wort blieb aus. Heidegger antwortete mit Schweigen. Ein halbes Jahr später, am 24. Januar 1968, fragte Celan nochmal bei seinem Freund Franz Wurm nach, ob er das Gedicht dem Feuilleton-Chef der NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG zur Veröffentlichung überlassen solle. »Werner Weber, dem ich *Todtnauberg* geschickt habe, will das Stück in der NZZ bringen – Soll ichs ihm geben? Oder ein Wort abwarten von »dem vom Berge«?«

»Der vom Berge« schwieg weiter. Auf welches Wort wartete Celan? Und worauf sollte dieses Wort des Denkers Bezug nehmen? Hatte Celan ihn zur Rede gestellt? Nach den Umständen seiner Einlassungen mit dem NS-Regime befragt, Aufklärung verlangt? Worüber haben der Dichter und der Denker gesprochen, auf der Hütte, im Fond des Autos, beim Gang durchs Moor? Am Tag nach der Begegnung mit Martin Heidegger reiste Celan nach Frankfurt weiter, wo er mit Marie Luise Kaschnitz zusammentraf. Zu ihrer Überraschung – so berichtet Gerhart Baumann – sah sie einen »völlig veränderten, einen anderen Celan vor sich.« Celan wirkte gelöst, irgendwie erleichtert, so daß die Kaschnitz sich fragte: »Was haben die in Freiburg aus ihm gemacht, was ist in ihm dort vorgegangen; er ist nicht wiederzuerkennen!« Während dieses Frankfurter Aufenthalts schrieb Celan das Gedicht *Todtnauberg*.

»Reise im Reich der Toten«

Paul Celan habe diese Begegnung mit Heidegger intensiv vorbereitet, ja inszeniert, sagt der in Paris lebende Literaturhistoriker Jean Bollack, der zu Celans engsten Freunden zählte. In einer spektakulären Re-Lektüre des Gedichts *Todtnauberg* hat er seine Neu-Interpretation in der französischen Zeitschrift LIGNES (Oktober 1996) unter dem Titel *Le Mont de la mort* vorgelegt. Das Echo in Frankreich war beträchtlich.

Bollack liest das Gedicht als eine »Reise ins Reich der Toten«. Celan und Heidegger fahren gemeinsam durch die Landschaft des Schwarzwalds. Der »Abstieg in die Unterwelt« führt über »Wald-

wasen« und das »Hochmoor«. Hier konfrontiert Celan seinen Begleiter Heidegger mit den »letzten Wahrheiten« der Todeslager. Nach Bollacks Lesart hat Celan gewußt, daß das »kommende Wort«, von dem im Hüttenbuch die Rede ist, sich »weniger auf die Erwartung einer Stellungnahme Heideggers zu seiner politischen Vergangenheit (bezieht) als auf die Gewißheit, daß sich die Aktualität des Geschehenen in anderer Form vollziehen wird ... So wird das Drama, das Psycho- oder Mnemodrama während der Hadesfahrt ... bis an einen Punkt gebracht, im inszenierten Dialog, an dem irgendeine von Heidegger in freier Aussprache vertraulich geäußerte Ansicht sich genau in den geistigen Raum der zelebrierten Gewalt einfügt.« Bollacks Inszenierung eines Tribunals der Toten setzt einen Angeklagten voraus, der nicht weiß, daß er in diesem Moment einem Verfahren unterworfen ist. Aber auch der Kläger spricht »nicht als der Verfolgte, den man aus ihm macht, nicht als Opfer, schon eher als Gegner, wenn nicht gar als Rächer und Richter. Die Szene wird zum Ordal. Der Angesprochene, nämlich Heidegger, spielt die ihm zugeteilte Rolle.«

Bollack nennt sein Texterschließungsverfahren »Resemantisierung«. Seine Neulektüre des Gedichts *Todtnauberg* ist bei Hans-Georg Gadamer auf fundamentalen Widerspruch gestoßen. Der 97jährige Philosoph stand als Schüler Martin Heideggers und durch seine Erläuterungen zu Celans *Atemkristall* beiden Beteiligten dieser »epochalen Begegnung« nahe. Bollacks Exegese, die Heidegger vor das Gericht der Toten führt, ist nach Gadamers Worten »schlecht angewandter Heidegger«. Gadamer liest das Gedicht als Dokument einer Begegnung, die bei aller tragischen Dynamik von einer gemeinsamen geistigen Verfassung getragen war. »Der Celan hat den Heidegger gesehen, die sind miteinander des Wegs gegangen und haben ein paar knurrende Worte gewechselt. Irgendwo hat Celan gespürt: der meint dasselbe, Hoffnung heute.« Auf dieser Basis – »wunderbar dichterisch verwandelt« – sei einige Tage später das Gedicht entstanden.

Gadamer betont weniger das Trennende zwischen Heidegger und Celan, vielmehr das Gemeinsame. Mögen sie als historisch handelnde Individuen schwer zueinander gefunden haben, so konnte doch der andere in der Korrespondenz ihrer Werke erscheinen.

»Die beiden Männer waren einander mit seltener Kraft gegenwärtig«, schreibt auch George Steiner. Umso »verheerender« muß Heideggers Weigerung auf Celan gewirkt haben. Steiner spricht von einer »betäubenden, seelenzerreißenden Täuschung«, nachdem Celan mit seinem Eintrag ins Gästebuch »das Risiko eines äußersten Vertrauens in die Möglichkeit der Begegnung« eingegangen war. Heideggers Schweigen hat für Steiner indes noch eine andere Dimension. Dem Philosophen, der das Fragen als »Frömmigkeit des menschlichen Geistes« (Steiner) betrachtete, müssen die Vorgänge in Todtnauberg seinem »eigenen zentralen Sinn für die Heiligkeit des Fragens ins Gesicht geschlagen haben.«

Das Wort oder ein Wort hat Heidegger nicht gesprochen. Ein anderes hat Celan, der im April 1970 aus dem Leben schied, nicht mehr erreicht. Es trägt den Titel *Vorwort* und ist ein Gedicht, das Martin Heidegger als Vorwort zu Celans *Todtnauberg* verfaßt hat. Dieses »Vorwort« zu dem Gedicht ist mithin keine Antwort, sondern situiert sich selbst als eine Art Prolog. Es ist eben kein »kommendes Wort«, sondern eines, das schon da ist und der Frage gleichsam vorausgeht. Es ist ein Wort, das die Antwort verweigert. Der Sohn Martin Heideggers hat das Gedicht aus dem Nachlaß seines Vaters erst vor einigen Jahren dem Germanisten Gerhard Baumann übermittelt.

Vorwort

*Doch
Hütte und Höhe,
zum Brunnen den Blick
aus gesammeltem Denken;
das Buch auf dem Tisch,
bezeugend die Freude der Gäste –
hast du mir gefunden,
vordenkend in die Bestimmung.*



Die Hütte

Foto: privat

*Hütte: den Kindern das Frohe der Jugend,
später: der Heimruf gefangener Sehnsucht,*

*uns: Wohnen und Wandern,
Zuflucht erneuten Vertrauens.*

Hütte: durch dich gestiftete Stille und Welt.

*Wann werden Wörter
Worte?*

*Wenn sie sagen,
– nicht bedeuten*

– nicht bezeichnen.

*Wenn sie zeigend tragen
an die Orte*

reiner Eignis

*in den Brauch,
darin der Hauch*

*der Stille weht,
und alles der Bestimmung*

in Fügsamkeit entgegengeht.

Celans »Hoffnung auf ein kommendes Wort« kann in Heideggers Beschwörung der Reinheit jener Orte, wo alles »der Bestimmung in Fügsamkeit entgegengeht«,

keine Erwiderung finden. Hier sprechen nicht nur verschiedene Zungen, hier sprechen sie auch eine andere Sprache. Da erscheint in der Korrespondenz der Texte der andere nicht mehr. Mit Celans physischer Anwesenheit stand die Schuld der Vergangenheit leibhaftig im Raum. Ihm gegenüber mußte man um ein Wort ringen, ein gegenwärtiges oder ein kommendes, wollte man sich nicht dem grausamen Schweigen des Überlebenden aussetzen, in das das Schweigen der Opfer einbezogen war. In der düsteren Aura dieses Schweigens lag Celans Herausforderung an Heidegger. Er hat widerstanden.

»Die einzige Zeitlichkeit«, schreibt George Steiner, »die einzige Sprache, die Heideggers Zweck angemessen wäre, wäre genau die, die Celan definiert hat: ›im Norden der Zukunft‹. Nur dort können der Wanderer im Schwarzwald und der Sänger des Mandelbaums und des Mandelstamms, der zu Celans einziger Hoffnung erblüht war, sich wieder begegnen.«

»Verhaften Sie die üblichen Verdächtigen«

Die Germanistik und ihre Vergangenheit

Drei anregende, über engere Fachkreise hinaus bekannte und international anerkannte, in den bewegten 60er und 70er Jahren Schule bildende, reformfreudige, linksliberal profilierte und vielfach geehrte Literaturwissenschaftler haben, wie mit bemerkenswerter Verspätung entdeckt wird, eben nicht nur diese Gemeinsamkeiten – sie haben auch eine weitere fürchterliche Gemeinsamkeit: Sie waren Nazi-Kollaborateure oder gar Mitglieder der Terrororganisation ss.

Gemeinsam ist den dreien auch, daß sie nie den Mut hatten, von sich aus über diese ihre Vergangenheit zu sprechen und dafür möglicherweise Karriere- und Prestigenachteile in Kauf zu nehmen – oder sollten sie als beste Kenner ihrer Vergangenheit mehr befürchtet haben als diese doch recht sanften Nachteile? Sollten sie von der Art, wie die Nazis, die sie waren, mit Besiegten umgegangen sind, auf den Umgang der Sieger mit Ex-Nazis geschlossen haben? Ihre Werke und Äußerungen geben über diese und andere naheliegende Fragen keine Auskunft. Allenfalls können enttäuschte, aber zu Treue entschlossene de Man-, Jauss- und Schwerte-Schüler in deren Werken allegorische Anspielungen auf schwere und fehlerintensive Zeiten finden.

Die Erregung über diese späten Entdeckungen ist unschwer verständlich zu machen. Denn die »Fälle« de Man, Schwerte und Jauss unterscheiden sich zumindest in einem Punkt von der vermeintlich verlässlich eingespielten Üblichkeit: daß alte Nazis in der BRD altneue, auf Restauration bedachte Konservative sind. An Figuren wie Globke, Filbinger und Kiesinger und vielen anderen mehr war dieses Erklärungs- und Dekuvrierungsschema unmittelbar einsichtig zu machen. Ihr autoritärer Gestus, ihr Kulturkonservatismus, ihr Hang zum *law-and-order*-Denken, ihr Mangel an Schamgefühl und ihre aggressive Unsensibilität

– »was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein«, sagte der furchtbare Marinerichter, der sich an sein Todesurteil wenige Tage vor Kriegsende nicht erinnern konnte – machte sie zu Gestalten, an denen sich zumindest personelle Kontinuitäten zwischen dem Dritten Reich und der BRD geradezu überdeutlich ablesen ließen.

Jenseits aller biographischen Details (und die sind gewichtig: so war de Man ein offenbar sehr opportunistischer Mitarbeiter einer flämischen Nazi-Kollaborationszeitung, anders als Jauss und Schwerte aber weder NSDAP- oder gar ss-Mitglied) wurde unüberschbar, daß es irritierende und peinliche Nazi-Kontinuitäten nicht nur im konservativen, sondern eben auch im reformfreudigen und methodisch innovativen, in unserem Fall: die sogenannten Geisteswissenschaften gründlich überholenden Lager gab. Schwerte, Jauss, de Man haben ganz zweifellos Verdienste. Sie haben fällige Debatten angeregt und neue, vergleichsweise produktive Denkfiguren ermöglicht. Das simple, vielleicht auch zu simple Gedankenexperiment drängt sich auf: Wie würde heute in den sogenannten Geisteswissenschaften über dieselben Reformtaten und dieselben Reformtexte von Schwerte, Jauss und de Man gesprochen, wenn ihre Verfasser eine Nazi-freie Vergangenheit hätten? Die Antwort ist einfach: de Mans Dekonstruktionstheorie, Schwertes ideologiekritisches Buch über *Faust und das Faustische* und die Rezeptionsästhetik von Jauss würden eben weiterhin so diskutiert, wie sie vor der Entdeckung der Vergangenheit ihrer Autoren diskutiert wurden: Es gäbe also die üblichen, in diesen Fällen gewiß auf Respekt grundierten Kontroversen. Nun aber – nun aber geht die Spurensuche los. Wie suspekt ist die Dekonstruktion, die Ideologiekritik, die Rezeptionsästhetik, wenn doch ihre Autoren...

Wenn Heidegger Hannah Arendt
geheiratet hätte...

Der amerikanische Philosoph Richard Rorty hat dieses Gedankenspiel an einem komplexeren Fall durchdekliniert: dem der Schriften Martin Heideggers, die vor 1933 bzw. zwischen 1933 und 1945 erschienen. Ich will diesen Phantasiefaden aufnehmen und weiterspinnen: Heidegger heiratet seine Geliebte Hannah Arendt und emigriert, aus Liebe zu seiner jüdischen Frau und von ihr so klug beraten wie Thomas Mann von seiner Tochter Erika, 1933 in die USA. In Chicago erhält er bald einen gut dotierten philosophischen Lehrstuhl. Und er publiziert – selbstredend mit Ausnahme seiner unsäglich dummen Freiburger *Rektorsrede* – so gut wie alle Texte, die er auch im Nazi-Deutschland und später in bundesrepublikanischen Zeiten veröffentlicht (incl. des großartigen *Nietzsche*-Buches). Kommt ein Interview hinzu, in dem er die Seinsvergessenheit, die Gestell-Fixiertheit und die Man-Seligkeit des Faschismus tiefsinnig analysiert. Käme ein Leser seines Werkes auf den Gedanken, der Autor von *Sein und Zeit*, der Befreier von cartesianischen Denkwängen hätte eigentlich eine Affinität zu den Nazis und hätte doch gar nicht emigrieren dürfen?

Texte sind Texte, Autoren sind Autoren, Biographien sind Biographien, Bibliographien sind Bibliographien. Warum gilt ein trivialer Satz wie dieser als monstros Banalität? Weil die Denkgewohnheit unabweisbar ist, zwischen Verfassern und Verfaßtem, zwischen Autor und Text wenn nicht ein deduktives Ableitungsverhältnis, so doch einen unabweisbaren Zusammenhang zu sehen. Das Schema »XY – Sein Leben, sein Werk, seine Zeit« ist – Walter Benjamins tiefsinnigem Wort »Werke sind unableitbar wie Taten« zum Trotz – offenbar unüberwindbar. Und weil es unüberwindbar ist bzw. scheint, muß man sich einen Reim darauf machen können, daß eben nicht nur politisch und methodisch Konservative (etwa Benno von Wiese und schlicht die Mehrheit der Nachkriegsliteraturwissenschaftler), sondern auch Reformfreudige und



Einige innovative Nachkriegsgermanisten hatten
zwei Gesichter. Wie Dr. Jekyll und Mr. Hyde

Foto: Cinetext, Frankfurt

methodisch Innovative eine Nazi-Vergangenheit haben können. Wie also darüber sprechen? Das übliche Schema ist fast untadelig, risikolos und weitgehend unproduktiv: Man verurteilt mit rundum überzeugenden Gründen die Vergangenheit der Genannten und zumal ihre bis in die Gegenwart hineinreichende Verdrängungs- und Verleugnungslust. Die Genannten machen diesen Versuch peinlich leicht, wenn sie (wie der Mitarbeiter des ss-Ahnenerbe Schneider/Schwerte) behaupten, sie hätten von der Existenz der KZ erst nach 1945 erfahren, wenn sie (wie de Man) in ihren biographischen Angaben den Onkel für den Vater ausgeben oder wenn sie (wie Jauss in LE MONDE-Interview) die Waffen-ss verharmlosen, wie das sonst nur der Chef der rechtsradikalen Republikaner tut. Und man nimmt sich vor oder verpflichtet sich gar, nicht so zu sein oder zu werden wie sie.

Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit das, was ich sonst zu vermeiden suche: ein persönliches Wort. Ich bin 1951 geboren, habe also die vielbeschworene »Gnade der späten Geburt« erfahren –



Entwarf sich eine neue Identität: Hans Schneider alias Schwerte. Foto: dpa/Bertram

eine ursprünglich kluge, weil vom späteren Bedeutungsgestus »damit habe ich nichts zu tun« weit entfernte, m.W. von Erhard Eppler geprägte Formulierung, die auf einen so einfachen wie abgründigen Sachverhalt aufmerksam machen will: Es ist leichter, 1970, 1980 oder 1990 Antifaschist zu sein als 1933, 1938 oder 1943. Nach dem großen, weil um seiner schlichten Richtigkeit willen zumutungsreichen Wort von Wilhelm Reich haben »die Massen den Faschismus gewollt« – und die überwiegenden Teile der ökonomischen, juristischen, militärischen, medizinischen und eben auch akademischen Elite sowieso. Über den Ausgang von freien Wahlen unter Völkerbund-Aufsicht bei Wiederzulassung aller Parteien im Deutschland des Jahres 1935, 1938 oder im Frühjahr 1941 braucht man nicht lange zu spekulieren: Der Wahlsieg von Hitler wäre schlicht überwältigend gewesen und würde die Zweidrittelmehrheitsmarke wohl übersprungen haben. Gold-

hagens Buch und die von Reemtsma und seinen MitarbeiterInnen am Hamburger Institut für Sozialforschung organisierte Ausstellung über die Greueltaten der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg haben an dieses eigentliche Tabu gerührt – daß, um zurückhaltend zu formulieren, die Nazis so populär waren, daß die buchstäblich überwältigende Mehrheit der Deutschen noch ihre evidentesten Schandtaten protestlos hinnahm und zum beschämend großen Teil eben auch aktiv unterstützte. Daß Juden 1938 gezwungen wurden, auf den Knien rutschend Arien die Straße zu reinigen, war kein von Sicherheitsorganen unterdrücktes Arkanwissen, sondern ein öffentlich inszeniertes Ereignis, das auf den Titelfotos vieler deutscher Zeitungen festgehalten wurde. Von größerem Aufruhr gegen diese Maßnahme hat man nichts vernommen.

Wie ich mich verhalten hätte, wenn ich den Jahrgängen von Schneider/Schwerte, Jauss und de Man zugehörte, kann ich heroisch phantasieren, aber nicht wissen. Meine Zivilcourage hat sich bislang auf eine Kriegsdienstverweigerung und ein paar halbwegs freche Reden und Schriften gegen einige Übelheiten in meinem Fach (der Germanistik) beschränkt. Ein mißtrauischer Essay gegen die in den deutschen Geisteswissenschaften grassierende hermeneutische *Wut des Verstehens* – publiziert zu Zeiten, da ich noch auf Widerruf und nicht auf Lebenszeit verbeamtet war – steigert kaum Berufungschancen. Er führt mich, den »Anti-Hermeneuten«, jetzt in Versuchung, mit Hinweisen auf den Groß-Hermeneuten Jauss gegen die Hermeneutik zu argumentieren. Und das ist unschwer möglich. Denn natürlich kann man tiefsinnig werden angesichts der Tatsache, daß militärische Formeln wie »Einrücken in die Überlieferungstradition«, »Horizontverschmelzung« und »Rehabilitierung der Autorität« in der Hermeneutik eine so entscheidende Rolle spielen.

Doch ich will ja gerade der Versuchung widerstehen, die Horizonte zwischen Leben, Zeit und Werk zu verschmelzen – dazu gleich mehr. Mein Bedarf danach,

häufiger und in dramatischeren Situationen zu beweisen, wie couragiert ich sein kann, ist unterentwickelt – auch deshalb, weil ich mir nicht sehr sicher bin, wo die Grenzen meiner Zivilcourage verlaufen würden. Mir leuchtete auch beim zehnten wonnervollen Kino-Gang nach *Casablanca* ein, daß Rick populärer ist als Viktor Laslo. Meiner Karriere als beamteter deutscher Professor haben meine nicht sonderlich risikoreichen Proben auf Zivilcourage jedenfalls nicht geschadet. Ich bin inzwischen alt und gelassen genug, dafür auch so etwas wie Dankbarkeit zu empfinden. Und ich bin einigermaßen entschlossen, diese Dankbarkeit auch weiterhin in der Form zu artikulieren, die m. E. allein von Peinlichkeiten halbwegs frei ist: in Form von Kritik, die ja erfahrungsgemäß das stärkt, was sie kritisiert. Totalitäre Regime, die diese simple Dialektik nicht begreifen, sind eben nicht bloß totalitär, sondern auch blöde. Sie leisten sich statt einer funktionalen Opposition einen Staatssicherheitsdienst, dessen Ineffizienz und dessen Kosten zur Erosion des Gebildes, das er schützen soll, erheblich beitragen.

Drei Erklärungsmodelle

Nach dieser wohl nicht ganz überflüssigen Abschweifung möchte ich drei Erklärungsmodelle für die frappante Konstellation Ex-ss-Mann/Reformwissenschaftler diskutieren:

1. Das harmlose Erklärungsmodell deckt sich weitgehend mit den Selbsterklärungsfiguren der Ex-ss-Männer: Man war halt jung, es war ein verbreiteter Fehler, man ist eben ein anderer geworden. Daß man mal so anders war als heute, ist natürlich peinlich. Und daß man darüber nicht aus freien Stücken spricht, ist doch wohl für jeden, der mal Mist gebaut hat oder in eine dreckige Angelegenheit verwickelt wurde, psychologisch nachvollziehbar. Glücklicherweise aber hat man eben nur Mist gebaut. Denn die eigentlichen Greueltaten sind nicht von der Waffen-ss-Division begangen wurden, der man selbst angehörte, sondern von anderen Einheiten. Durch entschlossenes und



Umstrittener Vater der umstrittenen Disziplin Dekonstruktion: Paul de Man Foto: Suhrkamp-Verlag

reformfreudiges Engagement beim Wiederaufbau der Universitäten habe man dann seinen Teil zur Wiedergutmachung (ein so beliebtes wie grauenhaftes Wort) geleistet. Ein Saulus-Paulus-Modell, das überzeugender wäre und seine penetrante Harm-, weil Schuldlosigkeit verlöre, wenn es sich auf das wunderbare Recht, ein anderer werden zu dürfen, ausdrücklich berufen würde und also auch – wie es sich für Publizierende gehört – öffentlich einbekennen könnte, daß man mal ein anderer war als der Reformrektor oder der Rezeptionsästhet: ein ss-Mann.

2. Das zweite Erklärungsmodell setzt sich vom ersten so entschieden wie nur möglich ab. Es bekennt sich nämlich zum bösen Blick, der abgründig, militant, unversöhnlich sein will und der wohl gerade auch um dieser Nichtversöhntheit willen ein unheimliches Symptom scharf konturiert. Welches? Daß die Nazis eben nicht einfach verloren, sondern in einem wahrhaft unheimlichen Sinn viele ihrer Haupt-

ziele durchgesetzt haben. Und das nicht nur, weil Alt-Nazis wie Globke, Filbinger, Kiesinger oder Waldheim im Nachkriegsdeutschland oder -Österreich hohe und höchste politische Ämter bekleideten, weil Ex-ss-Männer in deutschen Vorstandsetagen und Wirtschaftsverbänden das Sagen hatten, weil ganze Medizin-, Jura- und Geisteswissenschaften-Fakultäten von ehemaligen Nazis geprägt wurden, weil die furchtbaren NS-Juristen nach 1945 mit bürgerlichem Recht weitermachten und keinen einzigen der ihren anklagten. Gesiegt hat in dieser schwarze Perspektive das NS-System nicht so sehr wegen personeller Kontinuitäten, sondern vor allem auch deshalb, weil die meisten der Nazi-Ziele in der Geschichte der BRD (bis 1989) in Erfüllung gegangen sind: Deutschland ist weitgehend judenfrei, die Bolschewisten sind jenseits der Mauer, jeder Deutsche fährt einen Volkswagen oder gar ein besseres Auto, Autobahnen sind allüberall, Deutschland hat total mobilgemacht, Deutschland ist eine formierte Gesellschaft geworden, der Klassenkampf ist vorüber, Streiks sind exotische Ausnahmen, Deutsche sind ökonomisch-touristisch in allen Weltecken präsent, kurzum: Deutschland hat zwar keinen Führer mehr, ist aber (ökonomisch, monetär, infrastrukturell, industriell usw.) »führend«. Ein Blick auf elementare Daten zeigt: die vermeintlichen Verlierer des WK II, nämlich Deutschland und Japan stehen glänzend da; sie haben den Zweiten Weltkrieg eben nicht verloren, sondern gewonnen. Am Ende aber ist der Osten, den die Nazis in die Knie zwingen wollten. Man kann diesen bösen Blick, der in der BRD so etwas wie die vom Exzeß-Unsinn einiger psychopathologischer Nazis gereinigtes viertes Reich sieht, für psychotisch erklären – daß er etwas sieht, was die *common-sense*-Perspektive nicht wahrhaben will, läßt sich schwerlich bezweifeln. Und dies (aber eben auch nur dies): daß dieser böse Blick auf Deutschland in Deutschland so völlig unpopulär und so vollkommen tabuisiert ist, macht ihn attraktiv. Daß er Entscheidendes nicht sieht, sollte allerdings mit noch größerer Evidenz feststehen. Ob ein Staat

ohne Kriege und KZ auskommt oder nicht, ob er Gerichte hat, die auch mal den Bau eines AKW verbieten oder nicht, ob die Meinungsmedien vom Propagandaministerium oder von konkurrierenden Geldgebern abhängen, macht wohl doch mehr als nur einen kleinen Unterschied.

3. Am meisten verbreitet ist, wenn nicht in der öffentlichen, so doch in der fachwissenschaftlichen Diskussion das dekuvierende Erklärungsmodell, das nach dem Motto »Verhaften Sie die üblichen Verdächtigen« prozediert. Es will darlegen, daß es kaum anders sein kann, als es ist: nun (etwa nach der Entdeckung von de Mans frühen Artikeln) wisse man ja, was es mit der Dekonstruktion eigentlich auf sich habe – sie sei eben irrational wie die Nazis und also prä- oder postfaschistisch; nun (nachdem Schwertes ss-Vergangenheit mehr als nur eine Insider-Ahnung ist) sei ja der alte Verdacht bestätigt, die 68er seien die eigentlichen Erben der Nazis; nun (nach der Aufdeckung der ss-Vergangenheit von Jauss) werde häßlich deutlich, welche Gewalt sich hinter nicht umsonst militärischen Wendungen der Hermeneutik verberge usw.

Je nach Interessenlage und Temperament kann man also versuchen, den jeweils offenkundig gewordenen Fall zu nutzen, um eben nicht *ad hominem*, sondern *ad theoriam* zu argumentieren und also konkurrierende Methoden, Denkgesten und Theorieangebote zu diskreditieren. Für unser Thema hieße das: hinter der Destruktion, mit der de Man die *humanities* der USA erobert, steht Nietzsches Destruktion der Vernunft; hinter dem Universalitätsanspruch der Hermeneutik und der Rezeptionsästhetik verbirgt sich der Wunsch nach Welt-herrschaft; hinter den Reformprojekten Schwertes steht das alte Nazi-Projekt, Deutschland fit für die Moderne zu machen und zugleich faustisch zu belassen.

Die Attraktivität dieser dritten Position ist unüberschbar. Sie kann an reflexartig eingespielte Dispositive wie »Leben und Werk« anknüpfen; sie aktualisiert und beachtet eben nicht »nur« biographische Einzelheiten; sie sieht vergleichsweise dezent von fehlbaren Menschen ab und



Der Faustische Erkenntnisdrang führt ins Mystische und Unheimliche. Holzstich des Dr. Faust, 1881

Foto: AKG, Berlin

fokussiert stattdessen ganze Denkschulen. Ein entschiedenes Beispiel für diese Position ist das Buch von David I. Hirsch: *The Deconstruction of Literature – Criticism after Auschwitz* (Hannover/London, 1991). Es nimmt die Entdeckung von de Mans Beiträgen zur belgischen Kollaborationszeitung zum Anlaß, um in wirklich abenteuerlicher Weise auf

alles »Dekonstruktive« einzuschlagen. Als »dekonstruktiv« oder destruktiv für die humanistisch-demokratische Tradition der USA gilt ihm alles postklassische Denken. Die Paradoxien sind unübersehbar: über die Marx- und Freud-Kritik würde sich jeder Nazi freuen. Ihm leuchtete sofort ein, daß man psychische Devianzen am besten chemisch bekämpft. Und

es wird schnell ersichtlich, wie sehr hier innerakademischen Querelen eines Landes (in diesem Fall der USA) ausgetragen werden. Für Deutschland etwa wäre die Unterstellung, alte und neue Nazis hätten die universitäre Vernunft ruiniert, indem sie Marx und Freud in die Geisteswissenschaften eingeschleust hätten, einfach nur grotesk.

Denktypologisch aufschlußreich ist Hirschs Polemik auch deshalb, weil sie verschwörungstheoretische Implikationen nicht scheut – und zwar gerade dort, wo sie hochgradig unplausibel sind. Daß der Altnazi Arnold Gehlen, der zum ss-Ahnenerbe engen Kontakt gehabt hatte, in seinem Aachener Nachkriegskollegen und Reformrektor Schwerte den alten Kameraden Schneider wiedererkannte, ist mehr als nur wahrscheinlich. Daß viele Nachkriegsgermanisten (wie Benno von Wiese oder Schwertes Doktorvater Otto Burger) über Schneider/Schwerte Bescheid wußten und ihr Wissen »kommunikativ beschwiegen«, ist zumindest wahrscheinlich. Daß aber, wie Hirsch unter der Überschrift *Deconstruction and the SS Connection* in seinem Buch suggeriert, de Man habe seit der Mitte der 70er Jahre Jauss mehrfach zu Vorträgen nach Yale einlud, weil er in ihm den Nazi-bruder im Geiste erblickte, ist eine schlechthin unplausible Konstruktion. Und eine Konstruktion zudem, die den Blick in den eigentlichen Abgrund verstellt. In welchen? In den, die die zweite »schwarze« Perspektive allein auszu-leuchten sich anschickt: in den Abgrund eben nicht nur der personellen, sondern der strukturellen Kontinuität zwischen Nazi-Reich und reformwilligem Nachkriegsdeutschland.

Der böse Blick, die unheimliche Kontinuität

Diese Kontinuität ist unheimlich in jedem Wortsinn. Denn unheimlich ist nicht das Fremde, von außen Kommende, schlechthin Andere, Unbekannte, Perverse. Unheimlich ist, daß das Heim bzw. das, was doch zum Eigensten, zum Heim, zum Heimeligen und zum Heimatlichen

gehört, eben das Bedrohlichste ist. Um das psychoanalytische Musterbeispiel zu nehmen, das heute wieder eine gespenstische Konjunktur hat: daß nicht der böse Fremde, sondern der vertraute Onkel, der Großvater oder gar der Vater selbst der Kinderschänder ist – das ist der zutiefst beunruhigende Kern des Unheimlichkeitssyndroms. Um diese Überlegung sogleich in politisch-wissenschaftliche Kontexte zu übertragen: unheimlich ist, daß die grundsymphathischen Reformier und Entstauber der tradierten Literaturwissenschaft dieselben sind, die wie de Man die Juden nach Madagaskar verbannen wollten, die wie der ss-Mann Jauss immer dort sein wollten, wo »der Atem der Geschichte weht« oder die wie Schwerte im Ahnenerbe-Amt der ss an der europäischen Einigung am Nazi-Bilde arbeiteten und später überzeugte Europäer wurden.

Dieselben? Der Versuchung ergründen zu wollen, wie sinnvoll es ist und was wir eigentlich meinen, wenn wir einen 70-jährigen als denselben identifizieren, der einmal 25 war, muß ich widerstehen. Extrem analysebedürftig aber ist es, wenn ganze Eliten innerhalb weniger Jahre ihre kollektive Identität ändern. Und eben dies ist in den Jahren zwischen 1945 und 1955 in Deutschland massenhaft der Fall. Hermann Lübbe hat dazu die viel diskutierte These aufgestellt, daß die nachkriegsdeutsche Geschichte nur deshalb eine vergleichsweise stabile Demokratie ausbilden konnte, weil die Nazi-Vergangenheit so vieler »kommunikativ beschwiegen« wurde. Und sie wurde kollektiv beschwiegen, 1. weil die überwältigende Mehrheit der Deutschen Nazis oder doch zumindest Nazi-Sympathisanten waren und 2. weil schnell deutlich wurde, wie viele der alten Nazi-Ziele man auch mit nicht terroristischen Mitteln erreichen konnte (klischeehaft gesprochen: Volkswagen, Autobahnen, *Kraft-durch-Freude*-Tourismus, Bolschewistenvertreibung). Wer gegen diese schweigende Mehrheit argumentierte und etwa junge BRD-Karrieren auf alte Nazi-Dimensionen hin befragte, argumentierte gegen eine Mehrheit, die ihre Totschlägerqualitäten ja eben erst eindrucksvoll unter Beweis

gestellt hatte. Daß man mit Biographien, die an totalitären Strukturen mitgearbeitet hatten, dann anders umgehen kann, wenn sie nicht vom Willen der Bevölkerungsmehrheit gedeckt wurden, läßt sich am Umgang mit DDR-Lebensläufen ablesen. Der harte Kern von Lübkes These aber hat Bestand: nur durch »kollektives Beschweigen« wurde der kollektive Identitätswechsel möglich, der aus militanten Nationalisten und Rassisten einigermaßen funktionale Demokraten machte.

Schleyer mit Kleist

Ich möchte die Triftigkeit von Lübkes These an einem nahe- und doch fernliegenden Fall testen. Naheliegend ist er, weil er von beispielloser Einnerungskraft ist. Fernliegend ist er, weil er, wenn er eben nicht kollektiv beschwiegen, sondern akzentuiert wird, gegen die Kraft des starken Tabus *de mortuis nihil nisi bene* anformuliert. Was also wäre gewesen, wenn man seinerzeit paradigmatisch über die Vergangenheit des Arbeitgeberpräsidenten Hans-Martin Schleyer diskutiert und sie nicht kollektiv beschwiegen hätte – welch kollektives Beschweigen zu brechen ja ein Ziel des RAF-Terroraktes war, das eben durch diesen Terrorakt erneut verstellt wurde. Wenn ein Mensch auf so bestialische Weise umgebracht wird wie der Arbeitgeberpräsident Hans-Martin Schleyer und zuvor schon seine vier Polizeibegleiter von den RAF-Terroristen, hat der Satz *de mortuis* noch mehr Suggestivität als sonst. Aber darf und kann man auch heute das Unsägliche nicht sagen? Der von RAF-Terroristen ermordete Hans-Martin Schleyer war bekanntlich – und bekanntlich heißt: das wußten eben nicht nur die RAF-Terroristen, sondern »alle« – und natürlich auch die, die bei der staatlichen Trauerfeier über Schleyers Lebensjahre um 1940 schlechthin nichts sagten – ein übler SS-Mann. Zu den deutschen Antinomien, die einem schier das Hirn zerspringen lassen können, gehört, daß er von Leuten entführt wurde, die sich in der hocheffektiven Terroristenorganisation SS bestens gemacht hätten. Christian Klar ist der Phänotyp eines nachgeborenen, in

seiner entschlossenen rücksichtslosen Effektivität sehr deutschen SS-Mannes. In Palästinenserlagern haben die RAF-Terroristen gelernt, was auch die Militanten aus der Generation ihrer Nazi-Eltern begrüßt und millionenfach getan haben: Juden töten. Wäre ich dramatisch begabt, der Plot für ein Theaterstück, das kleistsche Dimensionen hätte, läge bereit: Schleyer weiß, daß die RAF-Brüder im terroristischen Geiste ihn umbringen werden, er ergreift die Chance zu einem dramatischen Ende und erzählt den jungen, ungeschickten, sich gründlich verkalkulierenden Leuten, wie man eine Terrororganisation mit einiger Aussicht auf Erfolg organisiert. Und vielleicht deutet er gar an, wieviel aus seiner Perspektive als Ex-SS-Mann dafür spricht, einmal mit nicht terroristischen Mitteln nach Erfolg zu streben. Die Geschichte der Bundesrepublik ist nicht nur, aber eben auch, die Geschichte dieses Erfolges.

Zurück in vergleichsweise ruhige Argumentationsgefülle! Und zurück zum dritten Erklärungsschema und also zu den Gründen, die dafür sprechen, das übermächtige Denkschema »Leben, Zeit, Werk« zu überwinden. Ansätze dazu finden sich in Richard Rortys Beiträgen zur Debatte um Heideggers Nazi-Vergangenheit. Auch Rorty kritisiert das unabwiesbare Bedürfnis, Texte mit ihren Verfassern zu korrelieren.

In der Tat ist es – um zurückhaltend zu formulieren – schwierig, zwischen Denkrichtungen bzw. Methoden einerseits und politischen Dispositiven andererseits klare Korrespondenzen herauszustellen. Grauenhafte politische Impulse findet man im Werk des kristallinklaren Logikers, wüsten Antisemiten und autoritären Staatsfetischisten Gottlob Frege ebenso wie beim raunenden Fundamentalontologen Heidegger. Eine Nazi-Vergangenheit oder doch zumindest -Affinität charakterisiert die Biographie des Dekonstruktivisten de Man ebenso wie die des Hermeneuten Jauss. Kurzum: Schemata wie »Hermeneuten sind konservativ« und »analytische Philosophen sind liberal« blamieren sich schnell an disparatestem Biographiematerial.

Wer einen Zusammenhang zwischen Theoriedesign und politischer Einstellung der Theoretiker bestreitet, kann auch mit guten Gründen das noch viel mächtigere Fundament des Denkgestus bestreiten, das ihm typologisch zugrunde liegt. Es ist kein anderes als das Denkschema, danach das Schöne, Wahre und Gute zusammengehören. Und so liegt es aus vielfachen Gründen nahe, wenn ich, der ich ja auch Kollege der hier diskutierten Figuren bin (wenn auch jüngerer und selbstverständlich kritisch-distanzierter Kollege), abschließend von der eigenen literaturwissenschaftlichen Zunft ablenke und das allgemeine Problem fokussiere, das in den Fällen de Man, Schwerte, Jauss aufblitzt und uns im Meinungsstreit blendet. Es läßt sich nirgendwo so bizarr klar erhellen wie an den Literaten, ohne die es die Literaturwissenschaft naturgemäß nicht gäbe – was? Das Problem, das ästhetische oder in unserem Fall literaturtheoretische Produktivität von moralischer Integrität gänzlich unberührt ist.

Produktivität ist von Moral unberührt

Mit der Moral der Dichter ist es so berauschend nicht bestellt. Ich bin einer der letzten, der besonders hohe Ansprüche an die öffentliche Ausstellung der eigenen Moral stellt. Aber bei allen zart selbstkritischen Andeutungen in dieser kleinen Rede: den meisten Dichtern fühle ich mich denn doch mit leichtem Stolz in moralischer Hinsicht überlegen. Ich habe, um durchaus ungleichgewichtige Beispiele anzuführen, nicht – wie Verlaine – auf einen Freund geschossen, nicht – wie Ernst Jünger – einige Dutzend Feinde im Krieg getötet, nicht – wie Hölderlin – einem Passanten, der mir den zustehenden Gruß verweigert, den Hut vom Kopf geschlagen; nicht – wie Thomas Mann – mich über die Hinrichtung der Räterepublikaner in München gefreut; nicht – wie Stephan Hermlin – einigermaßen systematisch meine biographischen Daten geschönt; nicht – wie Brecht – systematisch Texte geklaut und Mitarbeiter ausgebeutet; ich kann auch nicht – wie Trakl – auf

Drogen-, Bordell- und Inzest-Exzesse zurückschauen usw.

Würde man mich moralisch mit den genannten Literaten, deren Werke ich z. T. bewundere, vergleichen, wäre ich denn doch beleidigt. Allerdings habe ich auch nicht so großartige Literatur verfaßt wie die Genannten, die eben auf allerhand Anspruch erheben können – nicht aber den auf moralische Integrität, die nennenswert über dem beklagenswerten Normalmaß läge. Vielmehr wäre die umgekehrte These bis zur Banalität einsichtig, wenn sie nicht so eklatant einem offenbar altingesessenen Vorurteil – dem von der moralischen Integrität der Kunst und der Künstler, dem von der Affinität zwischen dem Guten, Wahren und Schönen – widerspräche. Nichts ist verkehrter, hier darf man denn doch einmal *grosso modo* argumentieren: Künstler sind – halbe Ausnahmen wie Storm und Fontane, Böll und Lenz mögen die Regel bestätigen – im Hinblick auf Anforderungen an moralische Integrität der Durchschnittspopulation signifikant unterlegen. Sie sind in aller Regel noch egoistischer, egozentrischer, narzißtischer, arroganter, rücksichtsloser als unsereiner.

Kurzum: Die moralische Integrität von Künstlern und Theoretikern ist eine Zusatzleistung, die mit der internen Verfassung ihrer künstlerischen oder theoretischen Werke nichts zu tun hat. Es gibt eine wohl auch deshalb häufig angefeindete Theorie, die das weiß und ausspricht: die Dekonstruktion.

**■ Jeder Mensch benötigt
5 Liter sauberes Wasser
pro Tag – jeder Deutsche
140 Liter. ■ 80 Prozent aller
Krankheiten in der Dritten
Welt gehen auf unzulängliche
Wasserversorgung zurück.**

Brot für die Welt Postbank Köln 500 500-500

Mitleid mit dem Teufel

Die Schriftstellerin Dubravka Ugrëšić beschreibt den Balkan als Hölle

Das gellende Lachen der Engel hat Dubravka Ugrëšić aus ihrer Heimat, dem früheren Jugoslawien, vertrieben. Die 45jährige Schriftstellerin hält es mit dem Lachen des Teufels, das den Sinn der göttlichen Schöpfung böswillig bezweifelt, den Menschen jedoch auch von dessen unerträglicher Last befreit zu Ironie und Spiel. Als der Engel den Teufel bestürzt lachen hörte, so zitiert Ugrëšić aus dem *Buch vom Lachen und vom Vergessen* des tschechischen Schriftstellers Milan Kundera, sei ihm nichts besseres eingefallen, als seinen Widersacher nachzuahmen. Das teuflische Lachen ist nach Kundera ursprünglich, das der Engel eine Imitation. »Wer den Teufel als Vertreter des Bösen und den Engel als Kämpfer für das Gute betrachtet«, heißt es bei Kundera, »übernimmt die Demagogie der Engel«. Das Gute verlange »eine ungefähre Ausgewogenheit der Macht beider«. Das Leben im sozialistischen Guten sorgte offenbar für eine besonders umfassende ethische Desillusionierung.

Kunderas *balance of moral powers* wurde für Dubravka Ugrëšić empfindlich gestört, als die Kämpfe auf dem Gebiet der Sozialistischen Förderativen Republik Jugoslawien begannen. Weil jeder der Kriegsteilnehmer hurtig Gott und mit ihm das unverbrüchliche Recht für sich beanspruchte, überkam sie Mitleid mit dem Teufel, der doch völlig allein sei. Als *advocatus diaboli* protestierte die Schriftstellerin in Kroatien öffentlich gegen Nationalismus, Menschenrechtsverletzungen, Repressionen, Zensurmaßnahmen und Diskriminierungen der serbischen Minderheit. Dubravka Ugrëšić nahm auch im Ausland kein Blatt vor den Mund, und ein Aufsatz in der ZEIT, der in Kroatien nicht veröffentlicht worden war, ließ sie dort zur Zielscheibe des Hasses werden. Offenbar gut informierte Landsleute warfen ihr vor, Kroatien an Hand von »ein paar Ausnahmen« als faschi-

stisches Land zu schildern. Einen dieser Vertreter eines gewundenen Menschenverstandes läßt Ugrëšić in einem ihrer Essays erklären: »Die Ernennung von Volksfeinden ist eine ausgezeichnete Therapie für die dünnen Nerven des armen Volkes«.

Die Kranken stärkten sich, indem sie das Therapeutikum als »Vaterlandsverräterin« und »Hexe« attackierten. Fortan zierte Ugrëšić' Name schwarze Listen, die Zeitungen beschimpften sie und veröffentlichten ihre private Telefonnummer, Kollegen in der Universität mieden sie, auf der Straße schlug man ihr fast ein Auge aus. »Mediale Lynchjustiz« nennt sie diese Erlebnisse heute bitter, die sie 1993 ins Exil trieben. Doch das Mitleid mit dem Teufel hat die sensibel und un-nachgiebig erscheinende Frau nicht verloren. Sein ursprüngliches Lachen erschallt um so reiner in ihren Schriften.

Drehbücher, Kinderbücher, zwei Bände mit Erzählungen und drei Romane hat die 1949 im kroatischen Kutina geborene Slawistin und Übersetzerin bisher verfaßt; der letzte Roman, *Das Museum der unbedingten Kapitulation*, erschien im Exil in den Niederlanden und wird voraussichtlich im Frühjahr 1998 auf Deutsch vorliegen. Zumindest die vier bisher übersetzten Bücher der Spezialistin für russische Avantgarde eint die Lust an der Vermischung von Literatur und Leben. In *Des Alleinseins müde* (Volk und Welt, 1984, Zagreb, 1981) durchläuft die Hauptperson Steffi Ziernagel einen Parcours der Partnersuche, dessen Stationen Frauenzeitschriften und Kaffeekränzchen entlehnt sind. Die Sammlung flottierender Ideologeme ironisiert die eigene Gratwanderung zwischen Individuum und Gesellschaft als *do-it-yourself*-Konfektionsware.

Im Roman *Der goldene Finger* (Suhrkamp, 1993) kolportiert Dubravka Ugrëšić Ereignisse am Rande eines Schriftsteller-



Hat Mitleid mit dem Teufel: Dubravka Ugras

Foto: Željko Kopročec

kongresses in Zagreb, entschieden changierend zwischen Trivial- und Kriminalroman. Ein Karussell der versteckten Zitate und Allusionen, über dem auf jeder Seite das Motto »Wie im Leben so in der Prosa« wie eine Neonreklame leuchtet.

Der Kanon, in dem solche spielerischen Provokationen als Irläufer glänzten, ist mit dem Krieg im früheren Jugoslawien zerbrochen. Ein Roman, das bereits erwähnte *Museum der unbedingten Kapitulation*, blieb angefangen liegen. Dubravka Ugras hat ihn während eines Stipendiums der Harvard University in den USA vollendet, wohin sie im Herbst 1995 reiste, noch vor dem erzwungenen Friedensschluß in Dayton, der die Schlächter zu Völkerrechtssubjekten adelte. Literarisch wieder an die Vorkriegszeit anzuknüpfen, ist nicht leicht: »Der Krieg hat mein Schreiben beschleunigt und noch stärker fragmentiert.«

Das belegen bereits die in der Zwischenzeit veröffentlichten zwei Essay-

bände, in denen sich Ugras den Krieg und seine Ursachen zu erklären sucht. *My american fictionary* (Suhrkamp, 1994) und *Die Kultur der Lüge* (Suhrkamp, 1995) lassen das literarische *Patchworking* der Vorkriegsromane als Propädeutik erscheinen – eine Bewertung, mit der Dubravka Ugras nicht einverstanden ist: Sie sei Schriftstellerin, nicht Essayistin. Doch ihre Aufsätze zählen zum besten, was derzeit über die Propagandamechanismen in den Nachfolgestaaten der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien zu lesen ist. Tragischerweise zeichnet sich die Propaganda durch eben jene untrennbare Vermischung von *fiction* und *faction* aus, die Ugras als postmodernes literarisches Verfahren pflegte. Der Spiegel und die Welt, auf welche sich die Schriftstellerin bezog, sind zerbrochen und haben die Bilder freigegeben. Mit derselben Intelligenz und Polemik widmet sich Ugras nun nicht mehr ihrer Produktion, sondern ihrer Entzifferung.

Nach Kriegsausbruch 1991 kehrte Dubravka Ugras von einem Aufenthalt in Amsterdam nicht mehr zurück in ihre Heimat. Sie reiste weiter in die USA und schickte *Flaschenpost* an eine niederländische Tageszeitung: eine 1000-Wort-Kolumne, in der sie ihr »ABC des Exils« buchstabierte. Die Einträge dieses Wörterbuchs suchen nach Bodenhaftung zwischen den fremden USA und einem untergehenden Jugoslawien. »Body« widmet sich dem »sexuell kastrierten« amerikanischen Körperkult, dem es zuzuschreiben sei, daß man »beim Anblick eines fetten, einer Harems Schönheit ähnelnden, in der Kühltruhe eines Supermarkts liegenden (immer auf dem Rücken!) Truthahns vor Scham errötet und einem beim Anblick eines durchtrainierten Muskels das Wasser im Mund zusammenläuft... In meinem Land düngt man mit menschlichen Körpern den Boden, verfüttert sie an Hühner und Schweine, stopft Gruben mit ihnen aus, damit eines Tages wieder die fette schwarze Saat des Bösen aufgehen kann.«

Als Ugras ihre Essays für die Buchveröffentlichung abtippte, geriet ihr versehentlich statt *My american dictio-*

nary, *Mein amerikanisches Wörterbuch*, *My american fictionary* aufs Papier. Die auseinanderbrechende und fiktiv werdende Wirklichkeit, diese *soap-noir*, gab sich den Titel.

Inzwischen schätzt Dubravka Ugrësić das Exil nüchtern als notwendige Produktionsbedingung. Es biete Distanz und Sorge insofern für die »Normalität einer intellektuellen Existenz. Denn die Wirklichkeit in Kroatien ist ein Staubsauger.«

Verantwortlich dafür seien die jugoslawischen Intellektuellen. Dubravka Ugrësić klagt sie an, den Krieg erst vorbereitet und dann betrieben zu haben. Sie seien die Geburtshelfer der nationalen Mythen aus der Retorte, mit denen aus Jugoslawen Serben, Kroaten, Bosnier usw. würden. Intellektuelle und Medien verbreiteten den »Terror des Vergessens« und den »Terror des Erinnerns«. Dank der kollektiven Amnesie, so Ugrësić, sind die Bürger Kroatiens heute erst fünf Jahre alt, was den grassierenden Infantilismus im Lande erkläre.

Scharfsinnig und mit bitterem Witz, unpathetisch und ohne jede Larmoyanz montiert die 45jährige Ex-Jugoslawin in *Die Kultur der Lüge* zersprungene Spiegelscherben und eigene Erinnerungen, Momentaufnahmen und Reflexionen. Mit diesem Buch, für das Dubravka Ugrësić den renommierten *Europäischen Essay-Preis Charles-Veillon 1996* erhalten hat, ringt sie um eine individuelle Existenz inmitten des Konformismus. Es sind Mitschriften von der fortschreitenden Zerstörung der realen wie der mentalen Heimat, denen die räumliche Distanz von dem »balkanischem Narrenschiff« nicht anzumerken ist.

Unvermeidlich, daß dabei eine Sammlung von aberwitzigen Epitaphen entsteht; eines erzählt von einer Parfümflasche in Granatenform, die in Serbien auf den Markt geworfen wurde... Und es ist wohl ebenso unvermeidlich, daß der Essayband, den Ugrësić nach ihrer Flucht vor dem gellenden Lachen der Engel 1994 in Berlin beenden mußte, anders als *My*

Der Teufel kann charmant sein. Aber das hat dann auch seine Schattenseiten. Romuald Pekny als Mephisto mit Cornelia Proboess (Marthe).

Foto: Cinetext, Frankfurt



american fiction keinen kroatischen Verleger fand.

Die meisten ihrer Beobachtungen stammen aus Kroatien, weil sie eines Tages als Bürgerin der »Diktatur mit demokratischer Maske« aufwachte. Doch die umliegenden Nachfolgerstaaten des früheren Jugoslawien, weiß Ugrëšić, verfahren ebenso wie Kroatien. Wer sich in nahezu allem gleicht, unternimmt auch gleiche Anstrengungen um die Differenz.

Die Mythen des Kriegsalltags entziffert Dubravka Ugrëšić wie die Soziologie des Alltags seit Siegfried Kracauer an den Rändern, in den vermeintlich unwichtigen Details. Das zentrale Phantasma der ethnischen Homogenität zeigt sich ihr an einem Souvenir, einer kleinen Dose mit »Sauberer Kroatischer Luft«. »Mr. SKL« fege wie Meister Proper durch Kroatien, während der »schmutzige Krieg« gegen die äußeren Feinde, die Serben, geführt werde. »Das Wort *sauber* bzw. *rein* ist ins Vokabular der bekanntesten kroatischen Geistesgrößen eingegangen, und so hat ein prominenter kroatischer Intellektueller bei einem Fernsehauftritt auf die dümmliche Frage der Journalistin, was für Frauen er liebe, kurz und ebenso dumm geantwortet: *reine!* Ein paar Monate später wird der Intellektuelle diese reinen kroatischen Frauen auffordern, das Leben ihrer Söhne für die *Verteidigung der Freiheit* zu opfern, und in einer Trauerrede für gefallene kroatische Soldaten wird er sagen, daß wir unsere Freiheit durch nichts *beschmutzen* dürfen bzw. daß auch *unser Tod rein sein muß*.«

Säuberungen stützen auch die Fälschung der Erinnerung. Gereinigt wird die gemeinsame Sprache, gesäubert werden Denkmäler, Bibliotheken, Theater, Schulen, selbst die Lieder. Die beliebten Schlager einer Sängerin, deren serbische Herkunft der Krieg offenbarte, werden von einer kroatischen Sängerin neu aufgenommen, die ihre erfolgreiche Vorgängerin *perfekt* in Gesang, Kleidung und Frisur *imitiert*. So werden aus serbischen Hits kroatische...

Das mediale *Redesigning* der historischen Wahrheit und das *Designing* einer neuen historischen Wahrheit im Dienste

national-chauvinistischer Propaganda habe, so Ugrëšić, Kroatien inzwischen in eine mythische Zeit versenkt. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ereigneten sich gleichzeitig in einem »postmodernen Chaos« von Zitaten. Selbst der Kriegsverlauf 1991 hätte den von 1941 zitiert: Dieselben Dörfer seien niedergebrannt worden, Kinder und Enkel hätten das Schicksal ihrer Väter und Großväter erlebt, die Waffen aus den Revolutionsmuseen und von den Dachböden wieder ihre Dienste getan.

Im mythischen Kontinuum der Gleichzeitigkeit flößen existente und nichtexistente Welten ineinander; Worte würden zu Taten, Metaphern zur Wirklichkeit: »Im Sommer 1991 fielen mir Anzeigen über den Verkauf von »Glucken« und »Küken« auf ... Auf Befragen erfuhr ich, daß unter »Glucke« ein Revolver und unter »Küken« logischerweise Munition zu verstehen war. Ein Jahr später wurde in der internationalen Presse eines der grausigsten Kriegsfotos veröffentlicht. Es zeigte den gespaltenen Schädel eines anonymen Soldaten und einer Henne (Glucke!), die seelenruhig das Hirn pickte.«

Der Mythos des heroischen Krieges speist sich aus anderen Quellen, unter denen die überlieferte Frauenverachtung einen der vordersten Plätze einnimmt. Ugrëšić weist daraufhin, daß die Vergewaltigung von Frauen im patriarchalischen Jugoslawien nie als ernstes Verbrechen betrachtet worden sei. Im »Männerkrieg« Ex-Jugoslawiens nun seien Frauen zu »Briefkästen (geworden), Körper, die der Weiterleitung von Botschaften an andere Männer« gedient hätten.

Den Europäern wirft Ugrëšić vor, daß sie den Krieg im früheren Jugoslawien funktionalisierten. Für sie sei dieser »Balkantopf« ein Test für die Brauchbarkeit von Konzepten (Nationalstaat, Vereinigtes Europa, Neue Weltordnung) gewesen, eine Möglichkeit, sich ein moralisches Image zu verschaffen oder eine »Live-Wiederholung der historischen Alpträume«, »eine kollektive therapeutische Séance«. Mit allen Kräften beharrt Ugrëšić dagegen auf der Wirklichkeit dieser »postmoder-

nen Hölle«. Sie hat die heute in Amsterdam lebende Exilantin auf ihren wertvollsten Besitz verwiesen: einen Koffer.

Der goldene Finger. Aus dem Kroatischen von Nadja Grbic. Mit einem Nachwort von Ilma Rakusa. 1993;

My american fictionary. Aus dem Kroatischen von Barbara Antkowiak. 1994;

Die Kultur der Lüge. Aus dem Kroatischen von Barbara Antkowiak. 1995 (alle Suhrkamp);

Des Alleinseins müde. Aus dem Serbokroatischen von Barbara Antkowiak. Volk und Welt 1984 (vergriffen).



GESPRÄCH MIT DORON RABINOVICI

»Österreich ist ein Sumpf mit Gipfeln«

Bricht in seiner Bearbeitung des Holocausts viele Tabus: Doron Rabinovici. Foto: Gert Broser

*Der 1961 geborene Wiener **Doron Rabinovici** sorgte in diesem Jahr mit seinem Roman »Suche nach M.«, den wir im Mai vorgestellt haben, für Aufmerksamkeit. Rabinovici wagte es hier, Tabus zu brechen, indem er mit Ironie, ja sogar mit Slapstick-Elementen über den Holocaust schrieb.*

***Christian Jürgens** unterhielt sich mit Doron Rabinovici darüber, wie eine zweite Generation das Dritte Reich thematisiert.*

NG/FH: Sie sind kürzlich in Bonn mit dem Ernst-Robert-Curtius-Förderpreis ausgezeichnet worden. Ihr Landsmann Thomas Bernhard pflegte nach Preisverleihungen zu sagen, man habe ihm auf den Kopf gemacht. Wie haben Sie die Verleihung empfunden?

Rabinovici: Ganz anders. Und zwar deswegen, weil ich nicht in irgendeinem Ab-

hängigkeitsverhältnis zu den Initiatoren des Preises stehe. Das ist das Angenehme, wenn man hier in Deutschland ausgezeichnet wird, daß gewisse Peinlichkeiten unterbleiben. In dem Staat, in dem man Staatsbürger ist, hat man immer das Problem, daß man unter Umständen auch noch eine Aussage zum Verhältnis zum Staat machen muß. Abgesehen davon war es viel gelassener und jovialer als das, was in Österreich bei Preisverleihungen passiert.

NG/FH: Ihr Buch *Suche nach M.*, für das Sie ausgezeichnet wurden, berichtet von zwei Söhnen Überlebender des Holocausts und ihrem magischen Umgang mit Schuld. Sie sind 1961 geboren. Ist es für jemanden Ihrer Generation ungewöhnlich, über dieses Thema zu schreiben?

R.: Ich glaube nicht. Im Gegenteil hat diese Generation zu tun mit Gefühlen, ohne eine tatsächliche Erfahrung zu haben, woher diese Gefühle stammen. Das macht die Sache interessant und span-

nend. Wir, unsere Generation, haben folgendes Problem: Wir eignen uns eine Geschichte an, aber auf der anderen Seite sind wir ihr auch übereignet. Wir können gar nicht anders. Und darüber zu schreiben ist ein Thema, das ich mir nicht wählen muß, sondern das mich schon gewählt hat. Abgesehen davon ist dieses Thema auch ein Menschheitsthema.

NG/FH: Besonders auffallend an Ihrem Buch ist die souveräne und unkonventionelle Darstellung. Sie wagen Ausflüge in den Slapstick, man könnte sogar sagen: in den Klamauk. Ist das nicht doch eine neue Generation, die es wagt, auf diese – sagen wir – unbefangene Weise mit dem Thema umzugehen?

R.: Ich habe in der Familie den Umgang mit Selbstironie und Humor gelernt. Ich kann vielleicht über gewisse Erscheinungen auch respektloser sprechen. Und ich kann auch öffentlich aussprechen, was meine Eltern nicht so leicht über die Lippen bekommen. Letztlich aber beschäftige ich mich genau mit der Tatsache, daß diese Generation uns ja auch eine Tradition des Witzes mitgegeben hat, und wir aber damit jetzt neu umgehen können. Die Generation, die Opfer war, die hat zwar diesen Witz, aber es verschlägt ihr die Stimme und Sprache.

NG/FH: Dürfte ein Nicht-Jude auch so schreiben?

R.: Es ist nicht eine Frage des Dürfens...

NG/FH: Und wie wäre dann die öffentliche Reaktion?

R.: Ja, da gibt es ein eigenes Problem. Und das ist das Problem einer Öffentlichkeit, die immer mehr den Talk-Show-Charakter annimmt. Das heißt, man erwartet sich von den verschiedenen Identitäten verschiedene Einwürfe. Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn die Regie mißachtet wird und zwei Juden sich in einer Talk-Show widersprechen. Ich versuche aber in *Suche nach M.* auch genau das zu tun. Ich versuche, die Erwartungen zu enttäuschen. In *Suche nach M.* geht es zum Beispiel um Schuld, aber es gibt keinen Schuldigen. Das heißt, es ist eine postmoderne Aufarbeitung der Schuldthematik, weil alle jemanden suchen, der nur vorliegt, schuldig zu sein, und damit in Wirk-

lichkeit eine noch größere Bedrohung ist als die Schuldigen selbst.

NG/FH: Diese Figur, die jegliche Art von Schuld bekennt, ist Mullenmann, die zentrale Gestalt in Ihrem Roman. Mullenmann, das ist Dani Morgenthau, dessen Haut sich mit Ausschlag übersät, wenn er in die Nähe von Schuld kommt. Der in seinen Mullbinden die Schuld einer vergangenen Zeit konserviert und erst zu einem Stadtgespenst wird, dann zu einem Medienstar, weil er der Polizei hilft, Verbrechen aufzuklären. Ist Mullenmann eine lächerliche Gestalt?

R.: Er ist eine tragi-komische Gestalt. Er ist eine Gestalt, die an verschiedenen Dingen krankt. Zum Beispiel auch daran, daß er letztlich weniger Fleisch und Knochen sein kann als seine Eltern. Denn er ist bestimmt von einem außer ihm liegenden Geschehen. Das Interessante ist, daß ich diese Gestalt gefunden habe in der Beschäftigung mit Dokumenten der Vernichtung in Yad Vashem. Und da kam so dieses Bild in mir auf. Da begann der erste Textteil über diesen Menschen, der die Schuld wie ein Medium aufsaugt. An dieser Figur kristallisiert sich folgendes: Einerseits der Tätergesellschaft, also das, was eigentlich sehr wienerisch ist. Das was Österreich ausmacht, die Tatsache, daß man einander nur die Absolution erteilt, solange man nicht beichtet...

NG/FH: Der Waldheim-Effekt...

R.: Ja genau, der Waldheim-Effekt. Und andererseits das Schweigen der Eltern, bei dem aber ganz klar bleibt, was verschwiegen wird. Das ist kein Schweigen der Verleugnung oder des Liegens. Diese beiden Aspekte kristallisieren sich in der Mullenmann-Figur. Es wäre interessant, einmal weiterzugehen und sich mit österreichischen Erscheinungen zu beschäftigen. In Österreich hat sich nach 1986 das erste mal eine richtig heftige Auseinandersetzung mit dem Thema ergeben. Und die war wichtig. Österreich ist je gewissermaßen die Widerlegung der geotektonischen Erkenntnis, daß ein Sumpf keine Gipfel hat. Das scheint noch immer zu stimmen, wenn man schaut, wie schlampig man hier mit Fragen der Geschichts-

aufarbeitung umgeht. Ich glaube aber, daß diese Auseinandersetzung Österreich verändert mit der Zeit, ja tatsächlich auch schon verändert hat.

NG/FH: Ich hatte nach der Lächerlichkeit Mullemanns gefragt, weil ich den Eindruck habe, daß Sie in Ihrem Buch auch noch andere Möglichkeiten des Erinnerns entwickeln, als jene Musealisierung der Schuld, die Mullemann betreibt. Sie zitieren einmal einen Buchtitel des Psychoanalytikers Slavoj Žižek: *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst!* Wäre diese Akzeptanz der Vergangenheitstraumata nicht eine andere, nämlich aktivere Art des Erinnerns?

R.: Ja, auf jeden Fall. Das ist ja diese Idee von Žižek, daß man in jedem Bild einen blinden Fleck hat, und daß dieser blinde Fleck das Bild auch ausmacht. Und daß man letztlich, wenn man diesen blinden Fleck anspricht, Peinlichkeiten wirklich verliert. In Österreich ist das ganze Dilemma ja ohne Not. Man spielt Vergiß-

mein-nicht, und man haßt das Fremde und den anderen Blick. Aber nicht, weil es sozial keinen anderen Ausweg gibt. Man hätte ja die andere Möglichkeit. Geschichte kann also auch so etwas sein wie eine Verstrickung, wenn man sich nämlich falsch erinnert, wenn man sie verwendet, um sich blind zu machen, um die Augen damit zu umwickeln. Und das ist die Frage: Wie ist die richtige Erinnerung? Und die Möglichkeit ist meiner Meinung nach, da glaube ich in der Tat an eine psychoanalytische Vorgehensweise, daß man dem Schmerz nachgeht.

NG/FH: *Suche nach M.*, ist das nur die Suche nach Mullemann, oder ist es auch die Suche Mullemanns nach seiner Geliebten Sina Mohn? Ist sie auch eine M., die zu suchen ist.

R.: Ja, es ist auch eine Suche nach ihr. Es ist auch ein Zitat von dem Film *M. Eine Stadt sucht ihren Mörder* von Fritz Lang, den ich ganz kurz zitiere. Es ist schließlich auch eine Suche nach mir.

Auch Fritz Lang stellt in seinem Film »M – Eine Stadt sucht einen Mörder« (1931), der Rabinovici als Vorbild diente, die Frage nach der Schuld.

Foto: AKG, Berlin



IRING FETSCHER

Stalin – gehaßt, bewundert und beneidet

Die Tagebücher des Joseph Goebbels

Eine Lektüre der jetzt vollständig verfügbaren Tagebücher von Joseph Goebbels aus den Jahren 1941-1945 bestätigt eindrucksvoll die These des französischen Historikers François Furet, daß die totalitären Ideologien von Faschismus und Kommunismus und ihre machtpolitische Ausprägung in Stalinismus und Nationalsozialismus sich bekämpften, initiierten und gegenseitig hochtrieben. Sie verbinde eine »ebenso enge wie perverse Wesensverwandtschaft«. In vermeintlichen Gegensätzen steckte sehr viel Gemeinsames. Zahlreiche Äußerungen Goebbels', aber auch Hinweise auf solche Adolf Hitlers, machen deutlich, daß führende Nazis diese Verwandtschaft durchaus dunkel empfunden haben. Sie haben Stalin als mächtigsten Feind zwar gehaßt, zugleich aber bewundert und in vieler Hinsicht sogar beneidet.

Es ist kein Zufall, daß Bewunderung und Neid erst im Laufe des Ostfeldzuges zutage treten. Während der ersten Wochen euphorischer Siegesgewißheit dominierte der blanke Vernichtungswille, den Goebbels am 9. Juli 1941 als Äußerung »des Führers« wie folgt umschreibt: Der Bolschewismus »wird jetzt bis zur Vernichtung geschlagen werden. Von Friedensverhandlungen mit dem bolschewistischen Krenkl kann überhaupt keine Rede sein ... Vom Bolschewismus darf nichts mehr übrig bleiben. Der Führer hat die Absicht, Städte wie Moskau und Petersburg ausradieren zu lassen.«

Bald zeigte es sich jedoch, daß der Krieg gegen die Sowjetunion nicht so leicht und rasch zum definitiven Sieg führt, wie die Feldzüge gegen Polen und Frankreich. Die verächtlichen Äußerungen über Stalin, der sich »offen als Lakai der Verbrüderung mit der Plutokratie erwiesen« habe (15.07.), machen mehr und mehr erstaunten Überlegungen über die imponierende Fähigkeit zur Mobilisierung der Widerstandskraft des russischen Volkes durch diesen »Woschd« (Führer) Platz. »Man kann kaum verstehen, wie die Bolschewisten zu einer derart sturen Haltung fähig sind. Das System hat sie ein Vierteljahrhundert dahin erzogen. Der heutige Russe hat von der übrigen Welt nichts erfahren; es war deshalb für die Krenklgewaltigen nicht allzu schwer, ihr Volk

ganz einheitlich zu erziehen und auszurichten. Was man auch den bolschewistischen Oberhäuptern zum Vorwurf machen kann, eines wird man ihnen nicht vorwerfen wollen: daß sie in der kritischen militärischen Auseinandersetzung mit dem Reich keine Standhaftigkeit bewiesen hätten« (04.11.1941). Schon zuvor zeigte sich Goebbels vom Verhör des ältesten Sohnes von Stalin beeindruckt, dessen Aussagen jedenfalls propagandistisch nicht verwertbar seien. (22.07.1941)

Auch wenn die schweren Rückschläge an der Ostfront von Goebbels wie vom Wehrmachtsbericht in erster Linie auf den »General Winter« zurückgeführt werden, kommt doch auch Hitler zu der Einsicht, daß er in Stalin einen außerordentlich ernst zu nehmenden Gegner vor sich hat: »Ihre Panzervorräte scheinen vorläufig wenigstens ziemlich unerschöpflich zu sein. Man fragt sich erstaunt, was Stalin nicht alles aus diesem Volk gemacht hat. Eine autokratische Staatsführung kann aus dem russischen Volke sehr viel herausholen, besonders wenn sie ganz auf Kriegführung und revolutionären Angriff eingestellt ist ...«. (20.05.1942)

»Mann von Format«

Immer wieder vergleichen Goebbels wie Hitler den relativ leichten Krieg im Westen mit dem gegen die Sowjetunion, »der die letzte Kraft des deutschen Volkes und vor allem der deutschen Wehrmacht« fordert (15.11.1941). Bei einem Gespräch mit Goebbels macht Hitler längere Ausführungen zum Verhältnis von nationalsozialistischem Deutschland und sowjetischem Rußland. Zum ersten Mal stehe im Ostfeldzug der Wehrmacht »ein Gegner gegenüber ... der weltanschaulich ausgerichtet ist«. In Stalin erkennt Hitler »einen Mann von Format, der turnhoch über den demokratischen Figuren der angelsächsischen Mächte steht«. »Die Juden seien entschlossen, unter allen Umständen diesen Krieg für sie zum Siege zu bringen, da sie wüßten, daß die Niederlage für sie auch die persönliche Liquidation bedeutet.« Stalin sei aber »der Vordermann der Juden«.

Trotz dieser radikalen Feindschaft drücken beide – Goebbels wie Hitler – immer wieder ihre Bewunderung für den sowjetischen »Führer« aus. Goebbels imponiert vor allem das propagandistische Geschick, das er zum Beispiel an einem Buch über Stalin bewundert: »Man muß den Bolschewisten schon zugestehen, daß sie von Propaganda was verstehen. Stalin wird hier von einer so angenehmen und sympathischen Seite gezeigt, daß man, wenn man nicht fest auf einem weltanschaulichen Boden stünde, selbst davon angenagt würde. Wir müssen uns bei der Sowjetunion und beim Bolschewismus versehen. Die Herren drüben verstehen auch etwas vom Geschäft. Mit doofen Demokraten wird man schon eher fertig. Die Bolschewisten aber vertreten eine Theorie und verfolgen eine Praxis, die gerade für uns Nationalsozialisten außerordentlich gefährlich ist.« (07.01.1943)

Ebenso bewundernswert findet Goebbels den Propagandafilm *Ein Tag in der Sowjetunion*, den er sich Anfang März 1943 vorführen läßt: »Dieser Film ist ein Agitationsmachwerk erster Klasse ... Zweifellos ... wird er in den neutralen und feindlichen Staaten einige Wirkung erzielen, da er für ihre Mentalität geschickt gemacht ist ... Im übrigen wird mir wieder ... klar gemacht, daß wir uns bei dem Bolschewismus außerordentlich versehen müssen. Hier haben wir es nicht mit einem bürgerlichen, sondern mit einem proletarisch-jüdischen Staat zu tun. Wenn wir nicht unsere ganze Kraft anstrengen, so könnte er uns eines Tages überfahren. Die Parole lautet also stärker denn je: der totale Krieg ist das Gebot der Stunde.« (04.03.1943)

In einer Rede vor den Reichs- und Gauleitern bezeichnet Hitler das nationalsozialistische Deutschland und die Sowjetunion als »Weltanschauungsstaaten«, die »den bürgerlichen Staaten gegenüber insofern einen Vorteil haben, als sie auf einem klaren geistigen Boden stehen. Die daraus erwachsende Überlegenheit ist uns bis zum Ostfeldzug außerordentlich zustatten gekommen. Da allerdings trafen wir auf einen Gegner, der eben auch eine Weltanschauung, wenn auch eine falsche vertritt.« (08.05.1943)

Lösung der »Pfaffenfrage«

Im Unterschied zur Naziführung in Deutschland habe Stalin »darüberhinaus auch noch den Vorteil, keine Gesellschaftsopposition zu besitzen«. Er habe die Kirchen so vollständig entmachtet, daß er deren Vertreter jetzt völlig in der Hand habe. Das gleiche habe Stalin mit

dem Adel und mit der alten Generalität gemacht. Im Gespräch mit Goebbels weist Hitler immer wieder darauf hin, daß Stalin »auch die Pfaffenfrage ... gelöst« habe. Er könne er sich heute leisten, »die Kirche wieder zu genehmigen, die absolut in seinen Diensten steht. Die Metropolen fressen ihm aus der Hand, weil sie Angst vor ihm haben und genau wissen, daß sie, sobald sie gegen ihn opponieren, den Genickschuß bekommen.« Und voller heimlichen Neid fügt Hitler hinzu: »Wir haben auf diesem Gebiet noch einiges nachzuholen. Aber der Krieg ist dazu die ungeeignete Zeit. Nach dem Kriege werden wir uns sowohl der Frage der Offiziere als auch der Frage der Pfaffen annehmen ...« (04.03.1944)

Zu den sowjetischen Einrichtungen, die namentlich Goebbels als vorbildlich empfindet gehören die *Kommissare*. Im Rückblick erscheint es ihm als ein Fehler, daß am 30. Juni 1934 statt der führenden Wehrmachtsgeneralität SA-Führer umgebracht wurden: »Das, was Röhm wollte, ist natürlich an sich richtig (gewesen), nur konnte es von einem Homosexuellen und Anarchisten praktisch nicht durchgeführt werden. Wäre Röhm eine integre und erstklassige Persönlichkeit gewesen, so wären wahrscheinlich am 30. Juni eher einige hundert Generäle als einige hundert SA-Führer erschossen worden. ... Damals wäre die Stunde reif gewesen, die Reichswehr zu revolutionieren.« (28.03.1945) In diesem Votum drückt sich natürlich vor allem die Erfahrung mit dem mißlungenen Staatsstreich vom 20. Juli 1944 aus. Goebbels war aber auch der Meinung, daß »fanatische Nationalsozialisten« an der Stelle von Generalfeldmarschall Paulus und der anderen Generäle nicht aufgegeben, sondern »bis zum letzten Blutstropfen gekämpft« und sich schließlich erschossen hätten.

Ein Buch über sowjetische Generäle und Marschälle beeindruckt Goebbels und verdeutlicht den Unterschied zur konservativen deutschen Generalität: »Diese Marschälle und Generäle sind im Durchschnitt außerordentlich jung, fast keiner ist über 50 Jahre. Sie haben eine reiche politisch-revolutionäre Tätigkeit hinter sich, sie sind überzeugte Bolschewisten, außerordentlich tatkräftige Menschen, und man sieht ihren Gesichtern an, daß sie aus gutem Volksholz geschnitzt sind. ... Man muß zu der peinlichen Überzeugung kommen, daß die militärische Führerschaft der Sowjetunion aus einer besseren Klasse zusammengesetzt ist als unsere eigne« (16.03.1945). Diese »fanatisch überzeugten« und ebenso kämpfenden Generäle sind damit überlegen. »Der Führer ist entschlossen, die



Reichspropagandaminister Joseph Goebbels bei der Rundfunk-Silvesterparade 1939

Foto: AKG, Berlin

Wehrmacht auch noch im Kriege so weit zu reformieren, daß sie mit nationalsozialistischer Grundhaltung aus dem Kriege herauskommt ...«. (17.03.1945) Für dieses Ziel standen Hitler freilich nur noch wenige Wochen zur Verfügung.

Sonderfrieden im Osten?

Der erste der »dreißig Kriegsartikel für das deutsche Volk«, die Goebbels 1942 veröffentlicht hat, lautet: »Alles kann in diesem Kriege möglich sein, nur nicht, daß wir jemals kapitulieren und uns unter die Gewalt des Feindes beugen. Wer davon spricht oder auch nur daran denkt, begeht damit einen feigen Verrat.« Für sich selbst und »den Führer« nahm freilich Goebbels immerhin das Recht in Anspruch, über die Möglichkeit eines Separatfriedens mit den Westmächten oder mit der Sowjetunion laut nachzudenken. Dabei stehen im Oktober 1943 die Ansichten von Goebbels denen Hitlers »diametral gegenüber«. »Der Führer meint, man könne mit den Sowjets ein Arrangement treffen, etwa auf der Basis von 1939 nach dem Polenfeldzug«. (27.10.1943)

Goebbels führt dagegen »alle guten Gründe an, um dem Führer zu zeigen, daß ein Zusammengehen mit der englisch-amerikani-

sehen Seite für uns außerordentlich viele Vorteile mit sich bringen wird. Vor allem verweise ich auf das Beispiel von 1932. Auch im Kampf um die innere Macht haben wir ja nicht mit dem Kommunismus zusammen die Plutokratie gestürzt, sondern mit der Plutokratie zusammen den Kommunismus. Trotzdem läßt sich der Führer von meiner These nicht ganz überzeugen, wenn er an ihr auch viel Bestechendes findet.« Im März 1945 kommt Hitler auf seine These von der Möglichkeit eines Sonderfriedens mit der Sowjetunion ausführlich zurück: »Der Führer ist der Überzeugung, daß, wenn eine Macht im Feindlager mit uns zuerst ins Gespräch kommen wollte, das unter allen Umständen die Sowjetunion sein werde. Stalin habe mit den Anglo-Amerikanern die größten Schwierigkeiten, und er gehöre nun auch zu den Staaten, die aus dem Kriege Beute nach Hause bringen wollten, genauso wie wir ...«. Jetzt stimmt ihm Goebbels offenbar zu, denn er bemerkt: »Es ist richtig, wenn der Führer betont, daß Stalin an ehesten in der Lage wäre, einen Kurswechsel durchzuführen; denn er braucht auf seine öffentliche Meinung keine Rücksicht zu nehmen. Etwas anderes ist das mit England. Es ist ganz unerheblich, ob Churchill eine andere Kriegspolitik treiben wollte; wenn das der Fall wäre, er könnte es

nicht. Er ist von innenpolitischen Kräften ... zu abhängig, von Roosevelt ganz zu schweigen, dem nicht einmal die geringste Absicht in der Richtung nachzusagen ist«.

In einer umfangreichen Denkschrift für Hitler hat Goebbels schon im September 1944 nachdrücklich auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Zweifrontenkrieg durch einen Waffenstillstand mit einer Seite zu überwinden. Bereits in dieser Denkschrift verweist Goebbels auf den »kühlen Realisten« Stalin, der »weitestgehende Beschlüsse fassen« könne, »ohne unter dem Zwang der vorherigen Vorbereitung der öffentlichen Meinung seines Landes zu stehen«. (21.09.1944) Darüber hinaus käme dieser »Sonderfrieden« auch den bereits mehrfach geäußerten Wünschen der japanischen Verbündeten entgegen.

Selbstverständlich vereinbarten Goebbels und Hitler in bezug auf ihre Sonderfriedensüberlegungen vollständiges Stillschweigen gegenüber der Öffentlichkeit. Die Tatsache, daß sich beide zuletzt lieber mit der Sowjetunion unter Stalin »einigen« wollten als mit den Westmächten steht in krassm Gegensatz zu der These, daß der eigentliche »Weltanschauungskrieg« der des »Deutschen Reiches gegen die Weltgefahr des Bolschewismus« sei, und wie Goebbels in der berühmten Rede zum »totalen Krieg« vom 18.02.1943 hervorhebt, das »nationalsozialistische Deutschland« stellvertretend die »europäische Kultur« gegen die östliche Barbarei verteidige. Indirekt kommt in den zahlreichen Äußerungen über Stalin das durchaus verständliche Gefühl für die Verwandtschaft der beiden Regime zum Ausdruck. Von Hitler vermerkt Goebbels immer wieder Ausdrücke der Bewunderung für Stalin: »Der Führer hat für Stalin einen Riesenrespekt. Er sieht in ihm ein wahres Genie des Asiatentums.« (10.08.1943) »Der Führer hegt ihm gegenüber eine ständig steigende Bewunderung. Er sieht in ihm den einzig ernstzunehmenden Gegner.« (27.10.1943)

Stalins Radikalität imponierte den Nazis

»Stalin ist ein Realpolitiker, der mit außerordentlicher Klugheit und List vorgeht. Er übertölpelt und überspielt die Bourgeoisien in einer Art und Weise, die höchste Bewunderung verdient.« (05.02.1944) »Stalin offenbart eine gewisse Größe sowohl in seiner Politik wie auch in seiner Kriegführung.« (19.03.1944) »Unterdes macht Stalin große Politik und zwar nach innen wie nach außen. Er erläßt ein Gesetz auf Staatshilfe für Kinderreiche und

werdende Mütter, ein Gesetz auf einen großzügigen Mutterschutz, er gibt an kinderreiche Mütter Orden aus, er erläßt eine sehr beträchtliche Junggesellensteuer, das Scheidungsverfahren wird außerordentlich erschwert und ein abtreibungsverbot erlassen. Alle diese Gesetze entsprechen zwar nicht der kommunistischen, sondern der nationalsozialistischen Auffassung, aber daß er sich diese zu eigen macht, ist ein Zeichen dafür, daß er durchaus realistisch denkt und seine Projekte da nimmt, wo er sie gerade herbekommt. Die Gesetze sind so gut gefaßt, daß man sie nicht einmal in der deutschen Presse veröffentlichen kann; man müßte befürchten, daß sie für Stalin Propaganda machen.« (10.07.1944)

Bencidet hat Goebbels Stalin vor allem dafür, daß er die drei potentiell oppositionellen sozialen Kräfte vollständig beseitigt hat, die der Naziführung noch immer zu schaffen machen: die Kirchen, den Adel und das traditionelle höhere Offizierskorps. Nach dem Krieg – so nimmt sich Goebbels vor, solange noch an einen Sieg zu denken war – müssen diese »Mächte« vollständig beseitigt werden. Zähneknirschend legte er sich hinsichtlich der Kirchenverfolgung immer wieder größere Zurückhaltung auf. Auch der Adel darf noch nicht frontal angegriffen werden, und für die älteren Genräle der Wehrmacht ist noch kein »fanatisch nationalsozialistischer Ersatz« vorhanden.

Zwischen den Weltanschauungen des Nationalsozialismus und dem Marxismus-Leninismus bestehen erhebliche Unterschiede. Während des Krieges traten aber in beiden Regimen vor allem die Züge deutlich heraus, die ihnen gemeinsam waren. Goebbels und Hitler haben das erkannt, ohne es sich ganz einzugestehen. Die starke Affinität des Nazismus für den Stalinismus kam eher ungewollt aus dem Unbewußten zum Vorschein. Das Tagebuch von Goebbels ist dafür ein wertvolles Dokument.

Tagebuch von Joseph Goebbels, Teil II 1941 bis 1945, K.G. Saur Verlag, München 1994 bis 1995.

Umweltsündern auf der Spur.

Infos von:

GREENPEACE

20150 Hamburg

Vom Opfermythos zum Ich-Gewinn

Die dokumentarische Prosa der Swetlana Alexijewitsch

Auf den Grabstein meines Sohnes hab ich
meißeln lassen: »Denkt daran, Menschen,
er ist gefallen, damit ihr am Leben bleibt!« Heute
weiß ich, daß das nicht stimmt. Erst bin ich
betrogen worden, und dann habe ich meinen
Sohn betrogen... Ich hatte ihm beigebracht:
»Liebe deine Heimat, mein Sohn, sie wird dich
nie verraten, sie wird dich immer lieben«. Jetzt
würde ich am liebsten in den Stein hauen las-
sen: »Wofür?«

Dies ist die Stimme einer russischen Mutter,
deren Sohn im Afghanistankrieg umkam. In
ihren Worten offenbart sich das erschütternde
Ausmaß der inneren Krise, die der Untergang
des Kommunismus und des Sowjetstaates für
die Menschen bedeutet. Erlebte und erzählte
Geschichte in einem Chor von Stimmen, künst-
lerisch strukturierte und sprachlich verdichtete
oral history: erst diese Form von Literatur
macht es möglich, die welthistorischen Prozesse
am Ende unseres Jahrhunderts aus der Sicht
der Betroffenen, von innen heraus zu verste-
hen. Erst in der literarischen Gestaltung verbin-
den sich Weltgeschichte und private Existenz
des einzelnen zu einer vertieften Erfahrung der
Lebenswirklichkeit unserer Zeit. – Die Rede ist
von den Büchern der in Minsk lebenden russi-
schen Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch.

Die gelernte Journalistin, Jahrgang 1948,
schreibt seit etwa einem Vierteljahrhundert. Ihr
Werk umfaßt – neben einer beträchtlichen An-
zahl von Dokumentarfilmen und Dramatisie-
rungen – fünf gewichtige Prosabände, die alle
auch in deutscher Übersetzung zugänglich sind.
Diese fünf Bücher erfassen die tragische Ge-
schichte der späten Sowjetunion, wie sie nicht
in Schulbüchern und wissenschaftlichen Ge-
schichtsdarstellungen steht. Sie sind in ihrer
Gesamtheit zu einer Art Enzyklopädie der Zeit-
geschichte geworden, allerdings nicht einer der
historischen Fakten und Ereignisse, sondern
der Empfindungen und Gefühle der Menschen.
Es geht ihr um den »gewöhnlichen Sozialis-
mus« im Alltag, in den Köpfen der Menschen.
Ihre Bücher stellen eine beeindruckende Men-
talitätsgeschichte der Sowjetunion von der Zeit
des Zweiten Weltkriegs bis in unsere Tage dar.

Swetlana Alexijewitsch hat dafür eine ganz
eigene literarische Gattung gefunden, die sie
von Buch zu Buch weiterentwickelt und ästhe-
tisch vertieft hat: Eine auf vielen hunderten von
Interviews basierende dokumentarische Prosa,

in der sich die originalen Stimmen der Befrag-
ten in künstlerischer Verdichtung zu einem See-
lenpanorama ihres Volkes zusammenfügen.

Es sind die schmerzlichsten Erfahrungen
der tragischen sowjetischen Geschichte, die in
den Geschichten und Schicksalen zahlloser
Menschen – oft bis zur Grenze des Erträglichen
gehend – von ihnen selbst erzählt werden: Das
Leid der weiblichen Soldaten und der Kinder im
Zweiten Weltkrieg, der Afghanistankrieg, der
Freitod von Menschen, die den Zusammen-
bruch des kommunistischen Systems nicht ver-
craften konnten, und die Menschheitskatastro-
phe von Tschernobyl.

All dies sind Bücher, die in der Unmittelbar-
keit des Erlebten und Erinnerten, mit ihrem Zu-
sammenklang von allgemeiner und privater Ge-
schichte tief bewegen und erschüttern. Und
doch bringt die Lektüre für den Leser nicht nur
seelische Qual, sondern – wie der Autorin in
zahllosen Zuschriften immer wieder bestätigt
wurde – auch Selbsterkenntnis und innere Be-
freiung. In den Monologen der unterschiedlich-
sten Menschen wird nämlich das schrittweise
Überwinden der Sowjetideologie, die Lös-
lung von herrschenden Mythen, die Zurück-
oberung des autonomen Individuums sichtbar.
Im allmählichen Übergang des Redens vom
»Wir« zum »Ich« wird der schmerzliche Prozeß
des Wandels vom kollektivistischen zum indivi-
duellen Denken deutlich, die Aneignung der ei-
genen, der privaten Biographie. Es ist dies ein
Bewußtwerdungsprozeß, der auch mit schwe-
ren Verlusten, mit Verunsicherung und Verein-
samung bezahlt werden muß. Von Buch zu
Buch stellt sich radikaler die Frage nicht mehr
nur nach Sinn und Unsinn politischer Ideologi-
en, sondern die Frage nach dem Wesen des
Menschen.

Swetlana Alexijewitschs erstes Buch *Der
Krieg hat kein weibliches Gesicht* erschien
nach zweijährigem Ringen um seine Veröffent-
lichung – 1984, also noch vor Beginn von *Pe-
restrojka* und *Glasnost* (deutsch: Hentschel
Verlag, 1987). Sie hat in diesem Buch die leid-
vollen Erinnerungen der Frauen, die als blut-
junge Scharfschützinnen, Sanitäterinnen, Parti-
sanninnen, Wäscherinnen im Zweiten Weltkrieg
an der Front waren, verarbeitet. Nicht um die
Schilderung von Kampfhandlungen ging es ihr
dabei, sondern um das Verhalten der Men-
schen.

Sie berichtet, wie schwer es war, die Befragten dazu zu bringen, nicht das, was sie aus schlechten Kriegsbüchern und Zeitungsartikeln im Kopf hatten, zu erzählen, sondern wirklich ihren eigenen Krieg. Eine Panzerfahrerin etwa schickte den Text der Autorin zurück und bot dafür ein paar Seiten aus ihrer kriegspatriotischen Arbeit in Schulen: »Liebe Sweta, veröffentliche dies! Was ich Dir erzählt habe, meine Liebe, habe ich erzählt, weil wir zusammen geweint haben, damit du verstehen solltest, wie schwer es für uns war. Drucken aber muß man etwas anderes!«

Aber obwohl dem Buch mit seiner anderen, weiblichen Sicht, mit seinen berührenden Nuancen und Einzelbeobachtungen des Kriegsalltags damals der Vorwurf des Pazifismus gemacht wurde, empfindet man es heute, über zwanzig Jahre später, als durchaus ideologisch und »sowjetisch« geprägt. Auch wenn die Autorin mit ihrer einfühlsamen Interviewtechnik die Veteraninnen immer wieder dazu bringt, nicht nur die bekannten Helden- und Opfergeschichten, sondern auch schmerzliche private Erfahrungen preiszugeben, überwiegt das übliche Kriegspathos. Die Ideologie des heroischen Sowjetpatriotismus mit ihren Klischees legt sich wie eine Schutzhülle über die eigene Erfahrung der Frauen.

Auch die damals kaum über zwanzigjährige Autorin selbst war Teil dieser gemeinschaftstiftenden Ideologie. In ihren in den Text eingefügten Tagebuchaufzeichnungen heißt es: »Ich werde die Suche nach den Frontmädchen von damals fortsetzen, werde dutzende Blocks und Tonbandkassetten mit ihren Berichten füllen, werde zusammen mit ihnen leiden, hoffen und glauben.«

Und in einer überschwenglichen Schilderung eines Veteranen-Treffens in Moskau formuliert sie: »In unserer Generation, die nicht mehr gekämpft hat, ... ist das Gedenken an den Krieg genetisch verankert ... Unarmungen, Freudentränen, Erinnerungsfotos. Hier unterscheidet keiner zwischen bekannt und unbekannt, alle gehören dazu. Daß ich jünger bin, löst allenfalls die Frage aus: »Wessen Tochter bist du?« Worauf sie voll Emphase antwortet: »Eure!«

Man begreift noch einmal, daß der Heldenmythos des »Großen Vaterländischen Krieges« das wirksamste Identifikations- und Bindemittel der Sowjetideologie darstellte.

Auch ihr zweites Buch *Die letzten Zeugen* von 1985 (deutsch: S. Fischer Verlag, 1992), in dem Kindheitserinnerungen aus dem Krieg zusammengetragen sind, ist – trotz der subjektiven Ehrlichkeit der erzählten Kindertragödien



Swetlana Alexijewitsch

Foto: S. Fischer Verlag/Dimitri Savitzky

noch wesentlich bestimmt von der Ideologie des offiziellen Patriotismus.

Die vielen Leserzuschriften aber beweisen, daß nichts desto weniger durch diese dokumentarische Literaturgattung Tabus und Stereotypen der Kriegsdarstellung durchbrochen worden waren. Aufgewühlt erkennen zahlreiche Menschen ihr eigenes Schicksal wieder, und mit ihren Briefen setzt eine neue Welle von Erinnerung, unmittelbarer Zeugenschaft, und lebendiger Geschichtsschreibung ein.

Swetlana Alexijewitsch ist ihr Eingebundensein in das allgemeine ideologische Milieu und seinen Wandel durchaus klar, auch wenn sie als Intellektuelle dem Massenbewußtsein voraus ist. Sie erklärt ihre Entwicklung so: »In diesen zwanzig Jahren sind wir ein völlig anderes Land geworden. Und auch ich bin ein völlig anderer Mensch geworden. Von Buch zu Buch haben sich die Menschen verändert und ich habe mich verändert. Das erste Buch *Der Krieg hat kein weibliches Gesicht* und das folgende *Die Zeugen* hat ein Mensch jener Zeit geschrieben, und in ihnen haben eben auch die Menschen jener Zeit gesprochen. Sie und ich hatten damals noch eine Unmenge von Illusionen. Man kann nicht aus seiner Zeit heraus-

springen, und das ist auch gar nicht notwendig. Man muß sich seiner Zeit anvertrauen, sonst hat man nicht die eigene Zeit, sondern irgendeine Idee im Kopf.«

Gerade weil Swetlana Alexijewitsch auch ihre eigene Entwicklung genau beobachtet, weil sie reflektiert, daß auch sie früher »geglaubt« hat, ist ihr bewußt, daß es die eine objektive Wahrheit nicht gibt, daß alles Erzählte subjektive Versionen sind. Deshalb ringt sie auch immer wieder um die Frage, was denn ein Dokument eigentlich ist. »Auch die Erinnerung und das Wort sind sehr unvollkommene Instrumente. Sie sind zerbrechlich, sind wandelbar, sind abhängig. Sie sind Geiseln der Zeit.«

Angestrebt ist denn auch nicht die objektive Wahrheit, sondern absolute subjektive Aufrichtigkeit. Authentizität erreicht die Autorin dadurch, daß sie in jeweils drei- bis vierjähriger Arbeit eine Unmenge von Stimmen sammelt, Stimmen von Menschen aller Altersgruppen, aus den unterschiedlichsten Berufen und sozialen Schichten.

Ihr drittes großes Kriegsbuch *Zinkjungen* über den verdeckten Krieg in Afghanistan und seine in Zinksärgen nach Rußland zurückkehrenden Opfer entstand in den Jahren der *Perestrojka* und erschien 1991. Damals gehörte immer noch viel Mut dazu, über das Erlebte zu reden. Das Buch mit seinen Stimmen von Soldaten, Zivilbeschäftigten und Müttern von Gefallenen ist eine radikale Abrechnung mit der ideologischen Lüge dieses Krieges.

Die erzählten Geschichten über von Minen verstümmelte Menschen, im Drogenrausch mordende Soldaten, das Schreien der verwundeten Kamele und die Rauchfahne über dem ausgebrannten Kischlak, afghanische Kinder, die angstvoll vor den russischen Soldaten weglaufen, auch wenn diese ihnen helfen wollen; über die verzweifelte Mutter, die den viel zu kleinen Sarg streichelt und nicht glauben kann, daß ihr großgewachsener Sohn darin liegt; über den beinamputierten Leutnant, der zähneknirschend wiederholt: »Ich will nichts von einem politischen Fehler hören! Wenn es ein Fehler war, will ich meine Beine wiederhaben«, sind für Swetlana Alexijewitsch Anlaß zu der bohrenden Frage: »Wer sind wir? Warum konnte man das alles mit uns machen? Warum haben wir das geglaubt?«.

Die Stimmen dieses Buches treffen das sowjetische Fühlen und Denken bis ins Mark. Während die Ideologie des Sowjetpatriotismus im »Großen Vaterländischen Krieg« der Verteidigung der überfallenen Heimat diente, einer großen, gerechten, gemeinsamen Sache also,

wird nun im Namen der gleichen Ideologie ein sinnloser, schmutziger Okkupationskrieg gegen ein kleines Volk gerechtfertigt. Noch immer waren viele mit der romantischen Vorstellung in diesen Krieg gezogen, daß sie dort ihre »patriotische Pflicht als Internationalisten« erfüllen. »Ich wollte in den Krieg, aber nicht in so einen wie der hier, sondern einen wie der Große Vaterländische Krieg.«

Sie alle kommen zurück, betrogen, enttäuscht, desillusioniert, psychisch zerstört; kommen in einen Staat zurück, der diesen Krieg nicht mehr braucht, ja, der kurz darauf nicht mehr existiert. Viele haben zusammen mit ihrem Glauben an die humanistische Sowjetideologie auch ihre Seelen verloren, sind brutal, abgestumpft, zynisch geworden.

In den Reaktionen auf das Werk offenbart sich die tiefreichende Spaltung der Nach-Sowjetgesellschaft. Viele thematisieren ihre Erschütterung, ihr Betrogensein, ihr Zu-sich-selbst-kommen. Andererseits wird Swetlana Alexijewitsch mit Drohanrufen und Schmähungen als Nestbeschmutzerin überschüttet. In der weißrussischen kommunistischen Presse beginnt eine gehässige Kampagne, in der man sie der Verleumdung der Sowjetarmee, der Schwarzmalerei und der Zerstörung der Bindung zwischen den Generationen bezichtigt. Zu tief sitzen in vielen Menschen noch die ideologischen Denkschablonen. Eine Leserin empört sich: »Ich war nicht in Afghanistan, aber ich habe den ganzen Vaterländischen Krieg mitemacht, und ich weiß nur zu gut, daß es dort auch Dreck gab. Aber ich will daran nicht erinnern und erlaube es auch niemand anderem!« Oder eine Mutter, die am Sarg ihres Sohnes verzweifelt die politisch Schuldigen an seinem Tod verflucht hatte, ruft zwei Monate später in Veranstaltungen vor Schülern pathetisch zur Nachfolge des Heldentums ihres Sohnes auf.

Die wohl bitterste Erfahrung der Autorin aber war es, als sie 1993 wegen ihres Buches von der Mutter eines gefallenen Offiziers und einem halbblinden Afghanistan-Invaliden wegen seiner »besudelten Soldatenehre« vor Gericht gezerzt wurde. Es handelte sich bei dem Prozeß natürlich um eine organisierte Aktion der konservativen Kräfte in Weißrußland, die nach dem Schock von 1991 wieder Morgenluft witterten. Swetlana Alexijewitsch aber litt schmerzlich darunter, daß die aus der ganzen Republik zusammengekommenen Mütter, die ordensgeschmückte Porträts ihrer Söhne hochhielten, sie anklagten, nicht aber das zynische Machtsystem, das ihre Kinder auf dem Gewissen hat. Trotzdem ging die Schriftstellerin ihren Weg tapfer weiter.

Im gleichen Jahr erscheint ihr viertes Buch *Im Banne des Todes* (deutsch: S. Fischer Verlag, 1994). Es ist ein »schreckliches, wehrloses Buch« über Menschen, die aus dem Leben geschieden sind oder es versucht haben, weil sie den Zusammenbruch der kommunistischen Ideologie nicht begreifen und nicht ertragen konnten. »Ich wollte gerade sie reden hören – die Enttäuschten und zur Anpassung an die neue Zeit Unfähigen. Sie sind nur in der Lage zu geben, sie sind daran gewöhnt, daß ihnen ständig etwas weggenommen wird. Aber das ist das Rätselhafte: Sie würden das letzte Stück Brot hergeben, ihr Leben opfern, wenn man ihnen nur ihren Glauben zurückgäbe!«

Auch dies ist ein Buch über den »tragisch-schönen Typ des Sowjetmenschen« oder den verächtlichen »Sowok«, den *homo sovieticus* mit seiner sklavischen Angst vor der Freiheit. Swetlana Alexijewitsch macht mit ihren einfühlsamen Interviews deutlich, daß die Alternative so nicht stimmt und überläßt das letzte Urteil dem Leser.

Die jahrelange Konfrontation mit Menschen in ihrer existentiellen Not, besonders aber noch einmal die Erfahrung des Tschetschenienkrieges bewirken, daß in ihrer literarischen Arbeit die menschliche Natur mit ihren Geheimnissen immer mehr in den Vordergrund tritt. Wie ist es möglich, daß ganz normale Jungs in Tschetschenien schon wieder töten? Sie beginnt, auch ihre eigenen Bücher über den Krieg kritisch in Frage zu stellen. Sie erkennt und formuliert nun, daß der »Vaterländische Krieg« gleichsam das wahre Gesicht des Krieges verhüllt, da er als Verteidigungskrieg einen Sinn hatte und es deshalb erlaubt war, die Frage danach, daß jeder Krieg aus normalen Menschen Mörder macht, zu vernachlässigen.

Deshalb tritt sie in einer Auseinandersetzung mit der deutschen Germanistin Elke Liebs uneingeschränkt für den Film von Helke Sander *Be-Freier und Be-freite* ein, in dem das Tabuthema der Vergewaltigungen durch russische Soldaten aufgegriffen wird. Deshalb erscheint ihr die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht so ungeheuer wichtig, die noch sechzig Jahre nach dem Geschehen aggressive Abwehr beim Durchschnittsbürger provoziert.

Ihr letztes Buch jedoch, das gerade auch auf Deutsch erschienen ist, *Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft* (Berlin Verlag, 1997) stellt Fragen, die sich mit den Erfahrungen auch des schrecklichsten Krieges nicht mehr fassen lassen. Denn »dies ist kein Buch über Tschernobyl, sondern über die Welt von Tschernobyl«, ein Buch über das, was auf die Menschheit zukommt. Es betrifft also uns im Westen genauso

wie Weißrussen und Ukrainer. Zwar sind die naive Technikbegeisterung der Sowjetmenschen, ihre Ahnungslosigkeit gegenüber den Gefahren der Atomkraft, die zynische oder hilflose Informationspolitik der herrschenden Macht, die anerzogene Ideologie des Enthusiasmus und der Opferbereitschaft für die Heimat gewichtige Themen. Die Fragestellung des Buches aber reicht weit über diesen historisch-ideologischen Aspekt hinaus. Auf ihren Reisen in die stacheldrahtumzäunte tote Zone, wo nun ein paar dutzend alte Menschen wie im 16. Jahrhundert – ohne Elektrizität, mit Axt, Spaten, einer Ziege – leben –, begriff die Autorin, daß hier, wie sie sagt, das »Ende der Welt geprobt« wurde. Das Geschehen von Tschernobyl übersteigt jede bisherige Erfahrung, die gesamte Vorstellungswelt des Menschen. Was hier passiert ist, dafür fehlen die Begriffe, die Kategorien, die Sprache. Die Monologe und Chöre von Stimmen der Betroffenen lassen das ganze auch bei uns verdrängte Ausmaß dieser Katastrophe erkennen.

Die tränenerstickte Stimme der Frau des Feuerwehrmanns, die erzählt, wie man sie nicht zu ihrem sterbenden Mann lassen wollte, da dieser nun ein gefährliches »strahlendes Objekt« ist, vor dem sich auch die Ärzte fürchten. Die verständnislose Stimme der alten Bäuerin, die nicht begreift, warum man sie aus ihrem Dorf verjagen will: »Warum wegfahren? Hier ist es gut! Alles wächst, alles blüht.« Die Erzählungen der Einwohner von Pripjat, wie sie sich am Unglücksabend auf den hochgelegenen Balkons versammelten, um das Schauspiel des seltsam himbeerrot strahlenden Brandes zu bewundern. Die Stimme der schwangeren Mutter, die sich nach der Flucht aus dem Krieg in Tadschikistan in der verstrahlten Zone angesiedelt hat und von der Ruhe und dem Frieden dort schwärmt. »Ich kann nicht die Erde und das Wasser fürchten. Ich fürchte nur den Menschen.« Der Chor der soldatischen »Liquidatoren«, die erst Jahre später begreifen, warum die Mädchen nicht mit ihnen schlafen wollen. Der trostlose Monolog des damaligen Gebietsparteisekretärs, der verwirrt nach Schuld oder Unschuld der Kommunisten fragt, wo doch sein eigenes Enkelkind nun strahlenverseucht ist.

Swetlana Alexijewitschs Bücher sind unersetzliche historische und soziologische Zeit-Analysen, gleichzeitig jedoch künstlerische Zeugnisse des ewigen Rätsels der menschlichen Existenz. Es sind Bücher, die verwunden und ratlos machen und in denen man doch die große Kraft des Lebens und die Liebe zu ihm erfährt.

Der Kritiker als Erzähler

Marcel Reich-Ranicki erhielt den Ehrendoktor der Heinrich-Heine-Universität

Dem Kritiker Marcel Reich-Ranicki wurde am 30. Juni d. J. aus Anlaß des 200. Geburtstags von Heinrich Heine die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf verliehen. Wir drucken im folgenden Auszüge aus der Laudatio.

Sagen wir es offen: Einen Kritiker zu loben, ist kein einfaches Geschäft. Macht er sich doch durch seine Tätigkeit nicht nur Freunde. Besonders Marcel Reich-Ranicki, über den ein ansonsten eher als sanftmütig bekannter Kollege schrieb, er sei »gegenwärtig Deutschlands meistgelesener, meistgefürchteter, meistbeachteter, darum meistgehaßter Literaturkritiker«. Meist gelesener und beachteter in der Tat. Wenn heute von Literatur in Deutschland die Rede ist, wird eher über ihn gesprochen als über die Neuerscheinungen, die er rezensiert. In den letzten Jahren sind allein fünf Bücher über ihn erschienen. Seit seinem 1963 erstmals veröffentlichten Band *Deutsche Literatur in Ost und West* hat er nicht weniger als dreißig selbständige Buchpublikationen vorgelegt. Als der »Verreiber« war er zur Buchmesse 1993 auf der Titelseite des SPIEGEL abgebildet. Selbst sein bewundertes Vorbild Alfred Kerr hat im Berlin des Kaiserreichs und der Weimarer Republik nicht annähernd diesen Grad der Notorietät erreicht.

Hat Marcel Reich-Ranicki über sich selbst nicht schon alles gesagt, was es über ihn zu sagen gibt? Damit ist nicht seine bewegende Rede über das eigene Land gemeint, in der er 1994 über dieses schwierige Vaterland gesprochen hat, das Deutschland nach allem, was es ihm und seiner Familie angetan hat, nicht sein kann, wohl aber die deutsche Literatur, die er mit dem schönen Ausdruck Heinrich Heines sein »portatives Vaterland« zu nennen liebt. Gemeint sind auch nicht seine zahlreichen Interviews, in denen er sich über die Literatur und die Liebe und vor allem natürlich immer wieder über Marcel Reich-Ranicki ausläßt. Vielmehr soll von seinen literarischen Arbeiten gesprochen werden, seinen Kritiken und Essays, die alle auch Selbstporträts sind.

So der über Heinrich Heine, von dem er 1972 sagte: »Seine Arbeiten sind Bruchstücke einer einzigen Provokation ... Ihm, nur ihm gelang die radikale Entpathetisierung der deutschen Dich-

tung ... Man fürchtete seine Gedanken und Anschauungen, gewiß, aber noch mehr fürchtete man seine Fähigkeit, diese Gedanken und Anschauungen so auszudrücken, daß sie für zahllose Leser plausibel und attraktiv wurden.«

Oder über Hermann Kesten 1980: »Manchmal scheinen seine Ansichten ärgerlich, seine Urteile ungerecht – aber zu den Langweilern gehörte er nie ... von den großen Meistern vergangener Epochen spricht er, als wären sie seine nächsten Freunde gewesen, als hätte er mit ihnen vergangene Woche gestritten und gestern friedlich gefrühstückt. Über die Schriftsteller unserer Zeit, die er fast alle gut gekannt hat, schreibt er als wären sie unsterbliche Meister.«

Aber selbst mit einer solchen Zitatencollage müht sich der Hase Laudator vergeblich, dem Igel Kritiker einen Vorsprung abzugewinnen. Denn der ist ihm zuvorgekommen und ruft: »Ick bin all doan!« Über Hans Mayer schreibt er 1975: Seine »Darstellung der Literatur, diese passionierte Auseinandersetzung mit ihren wirklichen und erfundenen Figuren ist unentwegt, bewußt oder unbewußt, auch Selbstdarstellung und Selbstauseinandersetzung«. Hier zeigt sich: Marcel Reich-Ranicki ist keineswegs – wie es scheinen mag – ein munterer Plauderer und improvisierendes Unterhaltungsgenie, sondern er ist ein rhetorisch versierter, hoch reflektierter Schriftsteller, der alle Kniffe seines schwierigen Handwerks beherrscht.

In seinem äußerst aufschlußreichen Interview mit Herlinde Koelbl hat Reich-Ranicki zu verstehen gegeben, er sublimiere seinen Schmerz, indem er »über Literatur schreibe«. Lassen wir es bei dieser diskreten Andeutung, und wenden wir uns der öffentlichen Wirkung des Kritikers zu. Die aber kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Gefürchtet und vernichtend seine Verrisse, die das Feld frei machen sollen für die gute Literatur, auf deren Erscheinen er unentwegt hofft. Der Kritiker als Polemiker im Geiste Lessings, in dieser Rolle feiert Reich-Ranicki seine größten öffentlichen Triumphe. Hier kommen sein Witz und seine Geistesgegenwart, seine Schlagfertigkeit und die Präzision seiner sprachlichen Formulierungen voll zu ihrem Recht.

Komplementär zu dieser reinigenden Kritik widmet er sich jedoch mit gleicher Leidenschaft einer aufbauenden Kritik, die den von ihm bevorzugten Autoren ihren Platz im hastigen



Marcel Reich-Ranicki wird vom Dekan der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität die Ehrendoktorwürde verliehen.

Foto: Paul Esser

Literaturbetrieb sichern soll. Und es sind die schlechtesten Autoren nicht, die er uns auf diese Weise nahe gebracht hat: Heinrich Böll, diesen braven, eher konventionellen Romanautor, diesen rheinischen Menschenfreund und unbeugsamen Radikaldemokraten. Ihn hat Reich-Ranicki uns schmachhaft zu machen gewußt und so mit dazu beigetragen, daß er der repräsentative Schriftsteller der Bonner Republik wurde und 1972 sogar den Nobelpreis für Literatur erhielt. Aber auch den schwierigen, öffentlichkeitsscheuen, hochartifizellen Romanier Wolfgang Koeppen hat er uns so lange angepriesen, bis auch er aus dem Kanon der Nachkriegsliteratur nicht mehr wegzudenken war.

Irrtümer gehören in diesem Geschäft – auch dafür ist Lessing der Kronzeuge – als produktive Irritationen zum System. Konsterniert konnte man lesen, daß Marcel Reich-Ranicki die späten Erzählungen Ingeborg Bachmanns in der ZEIT vom 29. 9. 1972 unter dem ironischen Titel besprach: *Am liebsten beim Friseur: Ingeborg Bachmanns neuer Erzählband 'Simultan'. Eine einst bedeutende Lyrikerin auf Abwegen.* Hier hatte dem Liebhaber der Gedichte Enttäuschung die Feder geführt und ihn zur Fehleinschätzung der durchaus beachtenswerten und

heute allgemein anerkannten späten Prosa der Bachmann verleitet.

Ähnlich, wenn auch aus anderen Gründen, der Fall Walter Benjamin, aus dessen gesammelten Kritiken der Rezensent nur ein »sektiererisches Literaturverständnis« herauslesen konnte. Anlaß genug, über einen Autor genauer nachzudenken, der nicht nur Hugo von Hofmannsthal und Bertolt Brecht nahestand und mit präzisen Analysen würdigte, sondern auch Franz Kafka und Alfred Döblin in ihrer zentralen Bedeutung für die Literatur der Zeit und des Jahrhunderts herausstellte und in einem, wie der Rezensent eingestand, »fulminanten Pamphlet« gegen Ernst Jünger Stellung bezog. Benjamin – das wurde in der Auseinandersetzung mit dem ungerechten Urteil schnell deutlich – verteidigte unverzichtbare Positionen im Literaturkampf der Zeit. Allerdings vertrat er eine andere Auffassung von Kritik als sein Rezensent. Für ihn war sie nicht an ein allgemeines Publikum gerichtet, sondern zur Aufklärung der Schreibenden gedacht, der Intellektuelle als Kritiker und als erster und wichtigster Adressat der Kritik.

Von einer solch elitären Sonderrolle hält Marcel Reich-Ranicki ganz und gar nichts. Er hat

sich zurecht der paradoxen Aufgabe verschrieben, ein leserfreundlicher, ein publikumswirksamer, ein unterhaltsamer Kritiker zu sein. Alles, nur keine Langeweile, ist seine Devise. Daher die zupackenden Anfänge seiner Rezensionen, mit denen er die Leser überrascht und in den Text hineinzieht. Daher die apodiktischen Feststellungen und die Pointen, mit denen er sie für seine Sache einnimmt, die immer die Literatur ist. So ist das Feuerwerk, das er abbrennt, niemals Selbstzweck, dient immer dem einen Ziel, für die Literatur zu begeistern, ihr neue Leser zuzuführen und sie dadurch lebendig zu erhalten.

Und er weiß diesen Enthusiasmus auf andere zu übertragen, ihn in die Praxis umzusetzen. In den fünfzehn Jahren von 1973 bis 1988, in denen er die Redaktion der FAZ für »Literatur und literarisches Leben« leitete, war deren Feuilleton die wichtigste Auskunftquelle *in litteris*, der spannendste Tummelplatz für Kontroversen. In ihm wurde Tag für Tag das literarische Feld der Republik neu vermessen. Es war die Liberalität des Leiters dieses vielstimmigen Konzerts, die es zuwege brachte, daß der Leser den ersten Teil des Journals rasch überflog, der zäh an den Traditionen eines doppelreihigen Konservatismus im dunkelbauen Nadelstreifen hing, um möglichst schnell zu dem lehrreichen, amüsanten und die intellektuelle Debatte fördernden Feuilleton zu gelangen. Welcher Reichtum nicht nur aktueller Literatur wurde ihm hier geboten. In der *Frankfurter Anthologie*, die es zwischen 1976 und 1995 auf 18 stattliche Bände gebracht hat, konnte der Leser deutsche Gedichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, begleitet von kurzen individuellen Lektüreanleitungen, finden. In der Rubrik *Romane von gestern – heute gelesen* wurde die Romanproduktion der ersten Jahrhunderthälfte einer erneuten Prüfung unterzogen.

Neben der kritischen Sichtung der Aktualität also auch immer bewahrende Erinnerung an früher Geschriebenes. Diese Intention des Kritikers kam auch in den Essays und Büchern zum Tragen, die Marcel Reich-Ranicki den Großen der Literatur, Goethe und Heine und natürlich *Thomas Mann* und *den Seinen*, gewidmet hat. Aber auch den Verdrängten und Vergessenen, den *Anwällen der Literatur*, womit die lange Reihe der Vorläufer und Mitstreiter gemeint ist, oder den *Ruhestörern*, unter welchem Titel sich die »Juden in der deutschen Literatur« von Ludwig Börne und Heinrich Heine bis Jurek Becker und Barbara Honigmann versammelt finden.

Marcel Reich-Ranicki hat in diesen Tagen auch ein Bändchen über Heinrich Heine veröffentlicht, mit dem ihn nach Herkunft und Tem-

perament eine tiefe Wahlverwandtschaft verbindet. Er sieht diesen Autor mit den Augen der Liebe, stellt ihn neben, in gewisser Hinsicht gar über Goethe. Love looks not with the eyes but with the mind. »Liebe schaut nicht mit den Augen an, sondern mit verständigem Sinn.« Dieser Satz aus Shakespeares *Sommernachts Traum* trifft auch auf Reich-Ranickis Verhältnis zu Heine zu. Seine Äußerungen über diesen Juden deutscher Sprache aus Düsseldorf sind eine einzige Liebeserklärung. Er sieht in ihm den »pessimistischen Skeptiker« und den »skeptischen Provokateur«, vor allem aber den »Erotiker«, in dessen lyrischem Werk sich »die Verschmähten und Zukurzgekommenen« wiedererkennen können, und in der Prosa den literarischen Entdecker der europäischen Stadtlandschaften, ja geradezu den Erfinder der deutschsprachigen Literatur der Moderne.

Der Fall Heine – so der Titel des neuen Buches – ist auch Teil der Geschichte der Düsseldorfer Universität. Anlässlich des unrühmlichen Namensstreits schrieb Reich-Ranicki im Februar 1982 unter dem Titel *Der Streit ist beendet* in der FAZ: »Man sollte keinesfalls versuchen, die Uni etwa noch umzustimmen. Sie ist es nicht wert, nach Heine benannt zu werden.« Rheinische Liberalität, die schon Heines Erinnerungen an seine Geburtsstadt ihren positiven Akzent verleiht, hat diesen Pessimismus Lügen gestraft, und so haben wir heute die Genugtuung und die Ehre, Marcel Reich-Ranicki in Heines Namen und aus Anlaß seines 200. Geburtstags die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der HEINRICH-HEINE-UNIVERSITÄT antragen zu dürfen.

In einer Zeit, in der das Fernsehen das geschriebene Wort aus der Rolle des kulturellen Leitmediums längst verdrängt hat, hat Reich-Ranicki nicht resigniert, sondern den Stier bei den Hörnern gepackt, will sagen, die Literatur ins Fernsehen getragen. Mit dem 1988 gestarteten *Literarischen Quartett* ist ihm gelungen, woran sich andere vergeblich abgemüht haben, der Literatur ein massenwirksames Forum zu schaffen. Es gehört unter Feingeistern zum guten Ton, über dieses Spektakel die Nase zu rümpfen, und auch ich muß gestehen, von solchen Anwendungen manchmal nicht ganz frei zu sein, wenn ich den Kritiker als *Praeceptor Germaniae* agieren sehe. Aber angesichts des rhetorischen Talents, der mimischen und dramatischen Fähigkeiten des Hauptdarstellers, mit denen in diesem periodisch erneuerten Rollenspiel auch dem flüchtigen Leser die Literatur nahe gebracht wird, erledigen sich solche Einwände oftmals von selbst.

Es ist das bürgerliche Familiendrama *par excellence*, das hier zugunsten der Literatur und

zur Belehrung eines Publikums von jeweils achthunderttausend bis eine Million Zuschauer inszeniert wird. Es treten als *dramatis personae* auf: der strenge, aber gütige und vor allem allwissende Vater, das gelehrig beflissene, ewig etwas pubertär wirkende Söhnchen und die aufmüßig unwirsche Tochter. Wir sehen: eine *Lindenstraße für Leser*, was dem Medienstar Reich-Ranicki so schnell keiner nachmacht.

Bleibt noch eine letzte, seine schönste und vielleicht anrührendste Rolle zu erwähnen, die des Kritikers als Erzähler. Es gibt eine Urszene in seinem Leben, er hat sie selbst in seiner *Rede über das eigene Land* geschildert. Nach seiner Flucht aus dem Warschauer Ghetto hatte er mit seiner Frau Unterschlupf im Häuschen eines arbeitslosen polnischen Setzers gefunden: »In dieser Familie«, schreibt Marcel Reich-Ranicki, »fand, ganz überraschend, meine Wiederbegegnung mit der deutschen Literatur statt. Bücher gab es dort allerdings nicht. Das elektrische Licht wurde meist im ganzen Stadtteil abgeschaltet, und da kein Geld für Petroleum da war, saßen wir stundenlang im Dunkeln – immer wieder. Was tun? Man bat mich, etwas zu erzählen, am besten spannende Geschichten. Ich erzählte alles, woran ich mich ungefähr erinnern konnte: Romane und Novellen, Dramen und Opern, auch Filme. In der düsteren, kümmerlichen Küche bot ich den Zuhörern in verballhornten Kurzfassungen vornehmlich deutsche Literatur: den *Werther* und den *Zerbrochenen Krug*, *Kabale und Liebe* und den *Wilhelm Tell*, *Effi Briest* und *Frau Jenny Treibel*.«

Diese Szene ist so etwas wie eine Legende geworden, ein Märchen in finsterner Zeit. Doch dem Kritiker gelingt auch heute noch das Kunststück, in seinen Rezensionen den komplexesten Roman in eine spannende Erzählung voll prallen Lebens und weiser Lehren zurückzuverwandeln.

Sebastian Haffner hat 1985 am Ende seiner *Hommage à Reich-Ranicki* die Frage gestellt, ob seine beharrliche Beschäftigung mit der deutschen Literatur, seine Wirkung als ihr »kritisches Gewissen«, nicht doch »der wirkliche Sieg über Hitler« gewesen sei. Sagen wir es ein wenig weniger pathetisch und halten fest: Marcel Reich-Ranickis Wirken und Wirkung sind ein Zeichen dafür, daß sich in der Öffentlichkeit dieses Landes in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts etwas geändert hat, daß in dieser Bundesrepublik das demokratische Gespräch möglich ist, zu dem vor allem auch das Gespräch über Literatur gehört. Insofern ist Reich-Ranickis Wirken ein Zeichen der Hoffnung für dieses Land.

Kritik

JÖRG PLATH

Die Melancholie der Moderne

Jorge de Sena hätte fast einen großen Roman geschrieben

Die Portugiesen, läßt Jorge de Sena in seinem Roman *Feuerzeichen* einen Spanier sagen, seien doch beileibe nicht die einzigen, die die *saudade* empfinden. Die Sehnsucht nach etwas Verlorenem sei allgemeinemenschlich und heiße auf Spanisch *soledad*. Salomonisch antwortet der portugiesische Student und Erzähler Jorge, den sein Vorname als *alter ego* des Autors auszeichnet: Ja, auch die Einsamkeit könne man wie die Sehnsucht ohne Grund verspüren, als »wäre da eine Leere um einen her, als ergäben die Dinge, die wir erleben oder miterleben, keinen Sinn mehr«.

De Sena erhebt die eifersüchtig als nationale Besonderheit gehegte portugiesische Variante der Melancholie zur Chiffre einer allgemeinen Krise des modernen Individuums – und erzählt von ihr auf sehr portugiesisch anmutende Weise. In der Leere der *saudade* führen die Menschen seines Romans einen irrwitzigen und verzweifelten Tanz auf, der Jorges Aufenthalt in der familiären Sommerfrische am Meer bei Onkel und Tante in ein wüstes Satyrspiel verwandelt. Hetero- und homosexuelle Formen der Sexualität, solche, die der Liebe, und solche, die der Macht gehorchen, folgen in wildem Taumel aufeinander. Will ein schlichter Bordellbesuch nicht mehr recht erquicken, dann werden fünf Huren eben nächtens in einer Kirche genommen. Danach muß der aus dem Bett gezerzte alte Kirchenhüter die »Werkzeuge« der jungen Herren küssen. Und unmittelbar nach der Ekstase einer *amour fou* penetriert der Liebende das Dienstmädchen neben dem stinkenden Leichnam eines Hundes. Jorge de Sena läßt in *Feuerzeichen* alle Höllenhunde auf den portugiesischen Puritanismus los.

Die Sommerfrische, traditionellerweise nur durch dünne Fäden mit dem bürgerlichen Alltag verbunden, wird in *Feuerzeichen* zum extraterritorialen Ort. Just als Jorge im Sommer 1936 in Figueira da Foz eintrifft, löst der von Franco angeführte Putsch den Bürgerkrieg im Nachbarland aus. Daß die Diktatur Portugals Partei für die Putschisten ergreift, erstaunt den Urlauber nicht, wohl aber, daß seine Freunde politisiert, einige sogar Mitglieder »der Partei« sind und aufseiten der Republik stehen. Mit ei-



Schreibt über die Melancholie: Jorge de Sena

Foto: Suhrkamp Verlag

nem Boot wollen sie spanische Republikaner über die bewachte Grenze bringen und selbst im Bürgerkrieg kämpfen.

Jorge dagegen verliebt sich in die Schwester eines Freundes. Mercedes ist jedoch dem Mann versprochen, der das Boot nach Spanien steuern soll, und durch ihn ist sie keine Jungfrau mehr – sie »gehört« also ihm. Die Leidenschaft fegt diese Besitzfrage hinweg, über die sich die bürgerliche Gesellschaft Portugals definiert. Kurz genießen Jorge und Mercedes den Taumel gegenseitigen Begehrens gemeinsam. Dann taumeln die Liebenden allein. Denn ihre Liebe hat nicht nur die Besitzkategorie und die mit ihr verbundenen Geschlechtsidentitäten sinnlos erscheinen lassen. Insbesondere Jorge hat den Glauben an den Sinn verloren, den die reinliche Trennung der Wirklichkeit in Mein und Dein, Gut und Böse usw. vorgaukelt. In den Leidenschaften der Liebe und der Politik geht die bürgerliche Gesellschaft unter, und in der auf sie folgenden großen Leere werden die Liebenden und die Freunde zu Spielbällen, die de Sena ohne großes Bemühen um individuelle Zeichnung hin- und herschleudert.

Um die Geliebte endlich ganz zu besitzen, sichert Jorge die Abfahrt des von Mercedes' Verlobten gesteuerten Bootes durch einen Verrat. Es ist, wie er später erkennt, nicht der einzige

Treuebruch unter den Freunden. »Geistiger Kannibalismus« herrsche, gesteht er sich desillusioniert ein, »jeder lebt davon, die Unschuld der anderen zu verschlingen«, ihren Körper oder ihr Denken auszunutzen. Zwar sind alle Handlungen dieses »rituellen Banketts« leuchtende Feuerzeichen, verzweifelte Versuche, zur Eindeutigkeit des Anfangs zurückzukehren. Doch von nun an, muß Jorge erkennen, ist nur der rein, der andere zu Unreinen, und nur der unschuldig, der andere zu Verworfenen macht.

De Sena läßt Jorge die Verzweiflung darüber, seine *saudade*, in langen Reflektionen umkreisen. Auf faszinierende Weise entfalten sie die so abgegriffen klingende These von der Krise des modernen Subjekts, dem seit Rilke, Hofmannsthal oder Benn als Wirklichkeits- und »Ich-Zerfall« bekannten Prozeß.

Gleich Wellenbrechern schieben sich die Monologe in den reißenden Gang der Ereignisse und stauen sie, bevor sie den Studenten wieder mit sich reißen. Ein Strudel von Rausch und Leere, Ekstase und Verzweiflung zerschlägt seine jugendliche Selbstgewißheit. Autonomie, Identität, Verantwortung, Freiheit? Alles ein Witz, eine böse Täuschung. Das Ich ist ein Spiegelkasten, bestehend aus den Beziehungen zu den anderen. Und in denen ist der Mensch des Menschen Unschuldverschlinger.

Dann verliert Jorge Mercedes. Hätte es damit seine Bewandnis, wäre *Feuerzeichen* als ein großer Roman zu preisen, der ein bekanntes und zentrales Thema der Moderne auf faszinierende Weise erzählt. Doch de Sena verwandelt in seinem Alterswerk, das erst 1979, ein Jahr nach seinem Tod, erschien, die Krise des Subjekts in die Lehrjahre des dichtenden Herzens: Jorge lernt die Lyrik kennen und schätzen.

Unverkennbar erschreibt sich der 1919 geborene Dichter, Romancier, Essayist und Übersetzer eine literarische Autobiographie. Seine Eltern zwangen ihn nämlich zu einer »nützlichen« Tätigkeit in der Marine (was in *Feuerzeichen* einem der Freunde Jorge's widerfährt) und dann als Ingenieur im Straßenbau. Seine literarischen Werke wurden in Portugal zu-

rückhaltend aufgenommen, erst recht nach seiner Emigration aus der Salazar-Diktatur in das politische Exil 1959 nach Brasilien. Größere Anerkennung erlangte de Sena erst, nachdem er sich 1967 als Literaturprofessor in den USA niedergelassen hatte, wo er 1978 starb. De Senas Gedichte werden heute neben die von Luis de Camões und Fernando Pessoa gestellt; von seinen Prosawerken lag bisher auf Deutsch nur *Der wundertätige Physicus* (1989) vor.

Gar wundertätig ereignet sich der Einbruch der Dichtung in Jorges Welt auswegloser Uneigentlichkeit: Eine Stimme spricht in ihm, und er schreibt es bewußtlos nieder. Wieder bei Bewußtsein interpretiert er seine Verse dann. Der Dichter weiß alles, weiß Jorge kundzutun, seine Dichtung ist ein Medium, das die unerträgliche Leere zwischen den Menschen zu überwinden vermag.

Diese lyrisch-transzendente Wende weist mit dem Dichterpropheten einen Weg aus der Krise der Moderne. Der Roman wird im geschichtsphilosophischen Dreisprung zu einem Erlösungsdrama: Auf die Schulszenen zu Beginn, die den naiven Jorge zeigen, folgen die Erschütterungen der Sommerfrische, welche ein gutes, ein dichtendes Ende nehmen. Diese Rahmung degradiert die großartig beschriebene Krise des Subjekts zur bloß temporären Verwirrung: Der Ich-Zerfall ist eine Station beim Erwachsen- und Dichterwerden, und *Feuerzeichen* wird zu einem Initiations-, Bildungs- und Künstlerroman.

Die ungleichen Bestandteile dieses Bastards aber machen sich selbständig, der Roman beginnt ordentlich zu klappern. Jorges des Lebens Vergeblichkeit und Vergänglichkeit besingende Gedichte entstammen den Lehrjahren eines wahren Dichterpropheten, und Gedichtinterpretationen bleiben eine mühsame Lektüre, auch, wenn sie von de Sena stammen.

Weil zudem der Romananfang herzlich belanglos ist (wenn auch sorgsam leitmotivisch mit dem Rest verzahnt), schiebt sich ein faszinierender Glutkern mächtig in den Vordergrund: die Ereignisse der Sommerfrische. Das ist zwar ein schönes, mit hoher Wahrscheinlichkeit aber unbeabsichtigtes Beispiel für die Kraft der den Künstler übermannenden Dichtung, die zu preisen de Sena mit *Feuerzeichen* angetreten war.

Jorge de Sena: Feuerzeichen. Roman. Aus dem Portugiesischen von Frank Heibert. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1997, 588 Seiten, DM 68,-

CARL-WILHELM MACKE

Die Kunst des Abschiednehmens

Norberto Bobbios Alterserinnerungen

Im letzten Jahr des vergangenen Jahrhunderts verfaßte der große deutsche Historiker Theodor Mommsen ein lange Zeit unbekannt gebliebenes testamentarisches Bekenntnis. »Ich wollte«, so bilanzierte der alte Mommsen sein Leben, »ein Bürger sein«. Fast genau ein Jahrhundert später verläßt in Turin ein Philosoph in einem langen, von vielen Veröffentlichungen eingerahmten Lebensfinale die Bühne der *res pubblica*, der ebenso wie Mommsen »ein Bürger sein wollte«. Und der nobelsten Aufgabe eines Bürgers hat dieser heute fast 90jährige italienische Philosoph sein gesamtes intellektuelles Lebenswerk gewidmet: dem Nachdenken über die Grundlagen der zum Wohle aller geordneten öffentlichen Angelegenheiten. Ein beneidenswert reiches Gelehrtenleben lang hat dieser alte Mann, der Turiner Rechtsphilosoph Norberto Bobbio, versucht, die großen klassischen Ideale der Demokratie gegen jeden relativierenden und gleichgültigen Zeitgeist zu verteidigen.

Auch ohne je ein Parteibuch besessen zu haben verstand sich Bobbio stets als ein *animal politicum*, als ein Bürger in des Begriffes bester Bedeutung, der sich in die öffentlichen Angelegenheiten einmischte, wo immer es ihm notwendig erschien und möglich war.

Von 1948 bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1984 hatte er den Lehrstuhl für Philosophie des Rechts und der Politik an der Universität Turin inne. Mit einer kaum noch überschaubaren Zahl an Veröffentlichungen über philosophische Grundlagen der Rechtstheorie, über die Demokratie oder über die Ideale einer modernen Bürgergesellschaft hat sich Bobbio einen großen Ruf innerhalb der internationalen politikwissenschaftlichen Diskussion erworben. Aber obwohl Bobbio gerade auch Werke von Philosophen deutscher Tradition wie Karl Marx und Max Weber zu seinen wichtigsten geistigen Inspirationen gezählt hat, nahm man ihn jedoch in Deutschland, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nie so recht zur Kenntnis. In einem Land mit so gebrochenen Traditionen des Sozialismus und des Liberalismus mußte vielleicht ein Philosoph, der sich zum *liberalen Sozialismus* bekannte, immer irgendwie suspekt bleiben.

Als Bobbio Mitte der achtziger Jahre emeritiert wurde, zog er sich aber keineswegs in das geruhssame Leben eines pensionierten



Nur Kinder und Alte sind weise. Nur Kinder und Alte sind närrisch. Walter Schels zeigt in seinem im Mosaik-Verlag erschienenen Buch »Das offene Geheimnis« wie sich Jung und Alt ähneln, in diesem Fall beim gerade 85 gewordenen Carl-Friedrich von Weizsäcker, der schon als Kind skeptisch in die Welt schaute. Wie also sollen wir, wie es die Bibel will, werden wie die Kinder, wo wir es doch immer sind.

Privatgelehrten zurück, sondern es begann für ihn mit dem Ende der akademischen Karriere der Unruhestand eines unentwegt publizierenden, debattierenden und sich in den Gang der öffentlichen Dinge einmischenden politischen Philosophen. Der alte Professor aus Turin wurde zu einer einzigartigen intellektuellen Institution und moralischen Autorität innerhalb der politischen Kultur Italiens, auf deren Stimme man in den nicht wenigen Krisensituationen des Landes immer wieder gespannt wartete. Diese bis ins hohe Lebensalter hellwache Aufmerksamkeit von Norberto Bobbio gegenüber den jeweils virulenten politischen Grundsatzfragen war vielleicht der entscheidende Grund für das große Echo, das jedes seiner Worte in der italienischen Öffentlichkeit fand und immer noch findet. Vielleicht vernehmen die Leser in den Schriften von Norberto Bobbio auch ein Echo aus jener Zeit, in der Universitätsgelehrten der Stil und die Sprache ihrer Veröffentlichungen noch etwas galt. Man schrieb einmal, daran erinnert die Lektüre seiner Schriften, als ein durch Forschungen ausgewiesener und vom Staat alimentierter Wissenschaftler, um die Allgemeinheit teilnehmen zu lassen an den eigenen Erkenntnisprozessen. Daß gerade die Schriften, mit denen er sein langes akademisches Leben ausklingen läßt, beim italienischen Publikum eine so überraschend große und zustimmende Resonanz ge-

finden haben, ist vermutlich nicht zuletzt auch mit dieser altmodischen Berufsethik des Norberto Bobbio zu erklären.

1994 erschien das in Italien außergewöhnlich erfolgreiche Buch *Rechts und Links*, mit dem Bobbio einer verunsicherten Öffentlichkeit Kriterien zur Definition der unscharf gewordenen klassischen politischen Richtungen anbot. Und mit seinem bewegenden persönlichen Bekenntnisbuch *De Senectute* konfrontiert uns der weise alte Philosoph aus Turin nun mit den letzten Fragen jenseits von *links* und *rechts* und jenseits aller Demokratietheorie – mit dem Alter und dem Tod.

Hier stellt sich ein Gelehrter schonungslos, aber die Grenzen der Intimität nie peinlich überschreitend dem Verfall seines Körpers und dem Dahinschmelzen seiner intellektuellen Kräfte.

»Ich bin krank. Wanke immer mehr. Die Beine sind schwach geworden, stütze mich auf den Stock, hake mich bei meiner Frau unter. Ein hinfälliger Greis bin ich geworden, der sich durch den Winter seines Lebens schleppt ... Die unheilbare Krankheit des Alters ist die Melancholie, das Wissen, daß man keine Zeit mehr für große Projekte hat und an großen Umwälzungen nicht mehr teilhaben wird.«

Klar und ohne jede Ausflüchte sieht sich hier ein alter Philosoph nicht nur an das Ende seines öffentlichen Lebens, sondern auch sei-

ner körperlichen Existenz angelangt. Norberto Bobbio, der jahrzehntlang ein großes Sensorium für neue gesellschaftliche und intellektuelle Entwicklungen gehabt hat, gibt uns zum Ende seines Lebens hin noch einmal eine bewegende Lektion in der Kunst des Abschiednehmens.

»Die Langsamkeit des alten Menschen ist an sich und in den Augen der anderen peinlich. Sie erregt eher Bedauern als nachsichtiges Mitleid. Es ist das natürliche Schicksal des Alten, daß er zurückbleibt, während die anderen weitergehen. Er hält an. Er setzt sich auf eine Bank. Von Zeit zu Zeit braucht er eine kleine Ruhepause. Die, die nach ihm kamen, holen ihn ein, überholen ihn. Er möchte seinen Schritt gerne beschleunigen, aber er kann es nicht... Auch die Ideen bilden sich langsamer. Und die, die noch vorkommen, sind immer die gleichen. Wie langweilig!«

Mit großer Bewunderung nimmt man den weisen, gelassenen und so bescheidenen Tonfall dieses Bekenntnisbuches zur Kenntnis. Während heute schon Dreißigjährige mit ihrem kühlen Lebensdurchblick strotzen, bekennt der greise Bobbio:

»Ich habe den größten Teil meines langen Lebens mit Lesen zugebracht, habe unendlich viele Bücher und Papiere studiert und dafür seit meiner Jugend auch die kleinsten Zeiträume im Tagesablauf genutzt, um keine Zeit zu verlieren. Jetzt bin ich zu der klaren, aber deprimierenden Überzeugung gelangt, erst am Fuß des Baumes der Erkenntnis angekommen zu sein.«

Für einen, der wie Bobbio zeitlebens die politischen und sozialen Umwälzungen seiner Epoche reflektierend begleitet hat, schien das gelassene Abschiedsbuch *De Senectute* das unwiderrufliche Verstummen zu bedeuten. Doch dann erschien Mitte Mai 1997 noch ein weiteres Buch von Bobbio. Und wieder handelte es sich um einen autobiographischen Text, in dem er sein Leben in die Geschichte seiner Generation und seines Landes Italien einordnet. Nur die Erinnerung, dazu scheint uns der alte Lehrer aus Turin bis zu seinem letzten Atemzug ermahnen zu wollen, gibt dem Bürger die Möglichkeit, das private wie das öffentliche Leben an seinen jeweiligen Hoffnungen und Versprechungen zu messen. In Zeiten, in denen medienwirksamen Beichten privaten Intimlebens längst eine größere Aufmerksamkeit entgegengebracht wird als einer öffentlichen Verständigung über die Ziele unseres demokratischen Lebens und das Alter nur noch als ein Problem der Rentenpolitik wahrgenommen wird, führt Bobbio uns wieder zurück zu den wirklich entscheidenden »letzten Dingen« eines Lebens:

»Das Leben achtet, wer den Tod achtet. Wer den Tod ernst nimmt, nimmt auch das Leben ernst, dieses Leben, mein Leben, das einzige Leben, das mir gewährt wurde, auch wenn ich nicht weiß, von wem, und den Grund nicht kenne. Das Leben ernst nehmen bedeutet, uneingeschränkt, ausdrücklich und so gelassen wie möglich zu akzeptieren, daß es endlich ist.«

Norberto Bobbio: *Vom Alter – De Senectute. Aus dem Italienischen von Annette Kopetzki. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1997, 96 Seiten, DM 24,80*

ROLAND H. WIEGENSTEIN

Strategie der Überraschung

Luigi Pirandello hält Träume für wirklich

1934 hat Luigi Pirandello den Nobelpreis bekommen, zwei Jahre später ist er, nicht einmal siebzig Jahre alt, gestorben: ein weltberühmter Dramatiker, der es sich 1925 geleistet hatte, in Rom das *Teatro d'Arte* zu gründen, das nur seine Stücke spielte, so wie die Gräfin in dem Fragment *Die Riesen vom Berge* nur das Stück ihres verstorbenen Freundes aufführt. Pirandello gastierte mit seiner Truppe auch im Ausland, spielte vor allem *Sechs Personen suchen einen Autor* und *Heinrich IV.* mit Erfolg. Das Theater machte dennoch 1928 Bankrott, sein Leiter verbrachte den Rest seines Lebens auf Reisen – und schrieb unermüdlich.

Damit hatte der Sohn eines sizilianischen Schwefelgruben-Besitzers schon früh begonnen, nach seinem Philologiestudium in Rom und Bonn, wo er 1888 seinen Doktor machte. Zuerst waren es Verse, dann Kurzgeschichten, Novellen, Romane und – Theaterstücke, fünfzig an der Zahl. Einige von ihnen werden auch hierzulande gelegentlich aufgeführt, in Italien gehören viele zum Repertoire, wenn schon nicht alle, zumal es zu nicht wenigen Vorlagen in Form von Novellen und Kurzgeschichten gibt, die besser sind als die Stücke selbst.

Der Propyläen-Verlag stürzt sich nun in das Abenteuer, Pirandellos *Gesammelte Werke* herauszugeben, sechzehn Bände sind geplant – bei

weitem nicht alles, was der Autor geschrieben hat. Diese Ausgabe hat nun mit Band IV: *Die Wirklichkeit des Traums und andere Novellen* begonnen. Der enthält kurze Erzählungen, die der Autor überwiegend zwischen 1900 und 1920 in Zeitungen publiziert hat, auf der »Terza pagina«, der »dritten Seite« die in jedem italienischen Blatt, das auf sich hielt, der Kultur vorbehalten war.

Von 1894 bis 1903 hatte der junge Autor, mit einer reichen, wenn auch schwierigen und maßlos eifersüchtigen Frau unglücklich verheiratet, bequem leben können, dann verschüttete ein Erdbeben die Schwefel-Mine, die ihm eine auskömmliche Rendite sicherte, er wurde Professor an einem Lehrer-Seminar, besserte sein schmales Gehalt mit Schreiben auf. 1919 mußte er seine Frau, deren Manien unerträglich wurden, in einem Sanatorium unterbringen – sie hat dort bis 1959 gelebt.

Von seinem persönlichen Schicksal wie von den kleinen Tragödien in seiner Umgebung finden sich Reflexe in den Erzählungen des Bandes, dem ersten von vier Novellenbänden, die schließlich wenigstens 150 der 250 Geschichten des Genres enthalten sollen. Der Herausgeber Michael Rössner hat sich nicht an die Ordnung gehalten, die Pirandello selbst in den fünfzehn Bänden der *Novellen für ein Jahr* kurz vor seinem Tod bestimmte, sondern aus Anthologien, die zwischen 1922 und 1928 als eigene Bücher erschienen waren, das herausgesucht, was ihm besonders gelungen erschien, leider nicht chronologisch geordnet, einzelne Stücke reichen bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück. Die Kurzgeschichten und Novellen spielen überwiegend in Rom oder in Kleinstädten des Festlands, den *Sizilianischen Geschichten* sind zwei weitere Bände vorbehalten. Am Schluß jeder Geschichte werden die Erstveröffentlichung, Umarbeitungen und weitere Drucklegungen vermerkt, in einigen Fällen auch ausgeschiedene Partien – meist Dialoge – wiedergegeben. Pirandello hat seine Texte bei jeder neuen Veröffentlichung durchgesehen und häufig korrigiert.

Der Dichter erzählt Geschichten aus dem mittleren Bürgertum jener Jahre; Lehrer und Professoren, kleine Beamte, Dienstboten und Witwen, womöglich mit vielen, meist schrecklichen Kindern, sind seine Protagonisten. Irgend- ein Zufall, ein Unglück, eine falsche Bewegung setzt die Handlung in Bewegung, gerade was als kontingent erscheint, treibt den Charakter der Figuren hervor. Glück, Lebenserfüllung wird all diesen merkwürdigen Typen, es sind hunderte, konsequent verweigert, sie müssen sich abfinden mit kleinen, bedrückenden Verhältnissen,

sich arrangieren – und gehen oft daran zugrunde; wenn sie sich nicht ins Irresein zu flüchten verstehen, wie der Mörder, der sich im gleichnamigen Stück für *Heinrich IV.* hält oder jener Buchhalter Belluca, der für fünf Frauen und sieben Kinder aus seiner Verwandtschaft sorgen muß, nach der Tagesarbeit im Büro bis zum Morgen grauen Abschreibearbeiten macht, bis er eines Nachts einen Zug pfeifen hört, das Signal einer Außenwelt, die ihm völlig abhanden gekommen war. Er wacht gleichsam auf, verweigert den Dienst und antwortet auf Vorhaltungen nur: *Der Zug hat gepfeiffen*, so der Titel einer Geschichte von 1914. Klar, daß man Belluca in eine Irrenanstalt bringt. Da ist er glücklich.

Es ist wenig wahrscheinlich, daß Pirandello Freud gelesen hat. Gleichwohl, die Reaktionsweisen seiner Figuren, ihre jähen Ausbrüche aus dem Alltag ins Phantastische der Einbildung, ihr Zorn und ihre Resignation können als poetische Berichte von Neurosen und Psychosen gelesen werden. Wenn diese Käuze sich zu etwas aufraffen, wenn sie aktiv angehen gegen das ihnen zugeteilte Leben, oder im Schmerz erstarren, so ist das immer ein Akt der Auflehnung gegen den verordneten Verzicht, die Triebsublimierung, die Freud als eigentliche Kulturleistung begriff.

Man kann diese manchmal herzerreißenden, trostlosen Geschichten auch als Fragmente einer *condition humaine* der italienischen Gesellschaft zu Beginn des Jahrhunderts lesen, deren Weg in die Moderne nicht einmal in der Hauptstadt Rom so recht begonnen hatte. Pirandellos Bürgertum ist das des 19. Jahrhunderts.

Die Novellen können als Fundstücke eines großen, wenn schon bitteren, skeptischen Humoristen begriffen werden, der bei aller Schärfe der Beschreibung unendlich viel Verständnis für die aufbringt, die er erfunden hat und denen er den Eigensinn gestattet, sich von allen Planspielen der Existenz zu lösen, wie es jene sechs Personen tun, die nicht so dargestellt werden wollen, wie es der Autor, der Regisseur und die Schauspieler in Pirandellos berühmtestem Stück geplant haben. Kaum eine Geschichte geht so zu Ende, wie man es an ihrem Anfang vermutet, ihr Konstruktionsprinzip ist die Überraschung. Diese armseligen Geschöpfe entwickeln ein beträchtliches Eigenleben – und bezahlen dafür, wie das junge analphabetische Mädchen, das sich zwei unterbezahlte junge Staatsbeamte aus Padua nach Rom holen, damit sie beiden abwechselnd zu Diensten sei, in Haus und Bett. Das aus diesem Dreiecksverhältnis entstehende Kind wollen sie beide nicht, sie aber will es – und stirbt daran. Bis dahin ist das

ein Melodram in Puccinis Manier, doch Pirandello läßt es dabei nicht bewenden: die beiden, die nicht wissen, wer der Vater des Kindes ist, verfeinden sich darüber, keiner will es aufgeben, und erst als sich Adoptivväter finden, die die finanzielle und moralische Last der »Väter« erleichtern, stellt sich die alte Freundschaft wieder her. Dieser zweite Teil der Geschichte ist unvorhersehbar – und typisch für den Autor.

Seine Einfallskraft war ebenso unerschöpflich wie seine Fähigkeit, immer neue Exemplare aus dem bürgerlichen Bestiarium zu fischen. Er beschreibt sie mit schöner Akribie, kein Trüfauge, kein Tic, keine Glatze entgeht ihm, er schildert ihr Äußeres und ihre Seelenlage, als wüßte er alles von ihnen (nur nicht das, was sie dann tun); er richtet den jeweiligen Schauplatz her wie ein gut gebautes Bühnenbild; es gelingt ihm, auch wundersame Vorfälle plausibel zu machen; zuweilen ist er ironisch, zuweilen, in der Beschreibung sozialer Misere, grimmig, aber immer voller Verständnis, gar Mitleid. Eine merkwürdige Ansammlung von Kreaturen, die sich da mühen müssen, ohne daß ihnen irgendwer helfe. Ein komisches, verzweifelter Gewusel, rationale Handlungen verkehren sich in komplette Verrücktheit, groteske Begebenheiten lassen das, was die Figuren eigentlich wollen, ins Absurde kippen.

Wer heute diese Geschichten liest, der merkt, wie folgenreich dieser Autor gewesen ist. Nicht nur die französischen Surrealisten und später die Existentialisten haben von ihm gelernt, in der italienischen Literatur finden sich bis in die unmittelbare Gegenwart, etwa bei Calvino, bei Malerba, bei Cavazzoni, immer wieder Erzählkonstellationen, die ohne ihn nicht zu denken wären.

Vielleicht kann die neue Ausgabe dazu dienen, aus einem berühmten Unbekannten, einem Autor, der in Deutschland allenfalls noch ein Gespenst ist, das sich auf der Bühne materialisiert, einen zu machen, dessen Menschenkenntnis und skeptische Nachsicht Interesse findet, dessen Figuren die Kraft haben, das zeitgeschichtliche Kolorit abzustreifen und unmittelbar zu wirken – als Nachbarn, die in uns selbst leben, in der Seelenkammer, die wir gern verschlossen halten. Das gelingt übrigens umso leichter, je genauer die Übersetzer wissen, was es mit dem sprachlichen Abstand zwischen einer vergangenen und unserer eigenen Gesellschaft auf sich hat, also diesen Abstand in ihrer Übertragung reflektieren, unter den sechs dieses Bandes ist das vor allem Hans Hinterhäuser.

Von den Verwirrungen menschlicher Gefühle jedenfalls hat Pirandello viel gewußt und auch davon, wie schrecklich es ist, wenn nack-

te Not, die vor den Mitmenschen schamhaft verborgen wird, alle Handlungen und jedes Denken versehrt. Rilkes Satz, daß »Armut ein großer Glanz aus innen« sei, hätte Pirandello für blanken Zynismus gehalten. Die Wirklichkeit, die vielberedete, ist bei ihm nie so, wie sie zu sein scheint – und umso wahrer.

Gäbe es noch so etwas wie die längst ausgestorbene Sitte, einander abends etwas vorzulesen – Pirandellos Geschichten wären dafür ideal. So müssen sie auf Büchernarren und Leseratten warten gleich denen, die sich in mehreren dieser Geschichten herumtreiben.

Luigi Pirandello: Die Wirklichkeit des Traums und andere Novellen. Band IV der »Gesammelten Werke«, Propyläen Verlag, Berlin 1997, S. 592, DM 68,-

GERNOT VOLGER

Großer Mann oder machiavellistischer Schurke?

Die Bismarck-Biographien von Johannes Willms und Graf von Krockow

Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht.

Otto von Bismarck (1877)

Otto von Bismarck war, bei aller Faszination, die retrospektiv von den »großen Männern« nun einmal ausgeht und der man dennoch nicht erliegen muß, kein angenehmer Mensch: herrschsüchtig und machtbessess, voll unersättlicher Erwerbsgier, ein ehrgeiziger Zyniker und Menschenverächter, ein großer Hasser und immer eines Feindes bedürftig, eine Spielernatur, die im Falle des Mißerfolgs auch den Selbstmord nicht ausschloß.

Er war ein Anachronismus; seine politischen Vorstellungen wurzelten in der Zeit vor 1789, in friderizianischen Zeiten. Bei aller Entwicklungsfähigkeit, die ihm auch eigen war, verstand er die großen Veränderungen, die sich in seiner Zeit als Reichskanzler abspielten,

kaum, und so weit er sie erahnte, stemmte er sich ihnen entgegen. Er regierte quasi-diktatorisch, und sein politisches Prinzip war eine prinzipienlose »Realpolitik«, die ihm, weil sie eine Zeitlang erfolgreich schien, den Beifall der Deutschen einbrachte. Das von ihm geschaffene Reich war ein Kriegsreich: entstanden in drei Kriegen und untergegangen in zwei wüsten Weltkrieg. Sein System außenpolitischer Bündnisverträge war ein Irrgarten, gegründet in »Diplomatenkunststücken, denen der undauerhafte, unheilbringende Charakter an der Stirn geschrieben stand« (Golo Mann). Für seinen Fortbestand benötigte es in jeder Generation einen politischen Genius, weshalb es gerade nicht zu den lebensfähigen, erfolgreichen Schöpfungen zählte. Zu Bismarcks politischem Erbe gehören der deutsche Machtwahn und die deutsche Kriegspolitik, das Freund-Feind-Denken in der Außen- wie in der Innenpolitik, die Nichtachtung des Rechts in der Politik, das erbarmungslose Niedermachen jedes Gegners in der innerstaatlichen Politik. Was ihn von seinen Erben unterschied, war allerdings, daß er Kriege ebenso schnell beenden konnte, wie er sie vom Zaun gebrochen hatte, und daß er eine Prosa schrieb, die, bei aller absichtlich entstellenden Wiedergabe vieler Ereignisse, ihn doch in den Rang eines der großen Stilisten deutscher Sprache hebt. Langfristig erfolgreich war der Ersatz der Armenfürsorge, die in der entwickelten Industriegesellschaft nicht mehr angemessen war, durch ein Sozialversicherungssystem. Die ungewollte Nebenfolge dessen war, daß er die revolutionären Aspirationen ergebenden Sozialdemokraten, indem er ihnen in den Sozialversicherungen Mitwirkungsmöglichkeiten eröffnete, in die Gesellschaft integrierte.

Bei Johannes Willms erscheint Bismarck als machiavellistischer Schurke, als »erster Dämon, der den Deutschen in ihrer jüngeren Geschichte erwuchs«. Das ist nicht falsch, und Willms argumentiert konsequent – vielleicht zu konsequent, so daß er vielleicht doch einige wichtige Dinge außer acht läßt und einige wichtige Fragen gar nicht erst stellt. Das vor allem deshalb, weil Willms ein Historiker ist, der konsequent jeden Historismus beiseite läßt und der Geschichte *allein* im Horizont der Gegenwart schreibt.

Nehmen wir das Beispiel der deutschen Einigung, die den deutsch-österreichischen Krieg zur Voraussetzung hatte. Willms hätte sie lieber durch »Parlamentsbeschlüsse oder Vertragsverhandlungen« erreicht – wer sieht, was aus der Einigung »durch Blut und Eisen« entstand, ist heftig versucht, ihm zuzustimmen.

Doch gab es diese Möglichkeit überhaupt? Wann hat jemals eine Großmacht freiwillig abgedankt? Daß es so etwas wie den »politischen Darwinismus« gibt, also die Dynamik machtpolitischer Auseinandersetzungen der Staaten untereinander, kommt bei Willms nicht vor. Willms' Politikverständnis ist das des gemüthlichen Liberalismus, in dem Konflikte um Machtfragen auf Diskussionen um Interessen verkürzt werden, und das im Parlament und seinen Debatten die Essenz der Politik erblickt. Doch steht ein solches Politikverständnis nicht vollkommen im Gegensatz zur Existenz der ubiquitären Machtpolitik, seit es Staaten gibt? Für den gemüthlichen Liberalismus ist Politik ein dauerndes Gespräch. Die Funktion von Politik ist dann vor allem die der Legitimation – wessen auch immer, so lange die Formen des Diskurses gewährt bleiben. Geradeso, als wolle Willms nachträglich noch Carl Schmitt und Donoso Cortés ins Recht setzen, wenn dieser schrieb und jener ihn zitierte, das Bürgertum sei die *clasa discuti-dora*. Bei solch einem Politikverständnis erübrigt sich eben jede Frage nach der Machtrivalität zwischen Preußen und Österreich im Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. Man kann die Machtrivalität der Staaten und die damit einhergehende Gewalt als Mittel der Politik negieren – eliminieren kann man sie dadurch nicht. Den Beweis dafür, wie man mit einem solchen Politikverständnis Bismarck *im Rahmen seiner Zeit* deuten kann, muß uns Willms schuldig bleiben.

Überhaupt baut Willms Pappkameraden auf, wenn er meint, gegen eine »kaum überschaubare Zahl von Historikern und gelehrten Adoranten, die bis in unsere Tage hinein« Bismarck verherrlichen, schreiben zu müssen. Vieles, was Willms gegen Bismarck vorbringt, ist bekannt, es findet sich in Lothar Galls 1980 erschienener vorzüglicher Untersuchung, die sich auch jener Forschung verdankt, die in den zwanzig Jahren zuvor das überlieferte Bismarck-Bild in Frage gestellt hatte. Wer Galls Untersuchung kennt, sieht, wie sehr Willms davon zehrte. Neu sind allerdings Willms' Politikverständnis und die daraus resultierenden Wertungen und Auslassungen.

Christian Graf von Krockow hingegen will gerade die Widersprüche der historischen Entwicklung, die oft das eine (noch) und auch das andere (schon) ist, wie auch die Widersprüchlichkeit der Figur Bismarck, darstellen. Ein Indiz dafür mag der Verzicht auf einen programmatischen Titel oder Untertitel des Buches sein. Krockow geht es nicht nur um den Politiker Bismarck, sondern gleichermaßen um den



Der Staatsmann hoch zu Pferde. Bismarck 1890

Foto: AKG/Berlin

»leibhaftigen Menschen mit seinen Empfindungen und Vorstellungen«, was zu Anfang manchmal zu weitläufigen Zitaten aus Bismarcks Briefen führt, die schöne Stimmungen evozieren. Hier ist der Schriftsteller dem Analytiker davongaloppiert.

Krockow sieht Bismarck durchaus so kritisch, wie man das heute tun kann und sollte, obgleich er vorgibt, in seinem Bemühen, dem Menschen Bismarck in allen seinen Facetten gerecht zu werden, definitive Urteile zu suspendieren. (Vorgibt, weil er alles das, was man damals schon und erst recht heute gegen Bismarck kritisch vorbringen kann, entweder zitiert oder durch eigene Einsichten und Urteile ergänzt.) So bewundernswert Krockows Einfühlung in seinen »Helden« ist: Zu viel Einfühlung in eine Person kann auch die Distanz zu ihr verlieren machen. Doch das Leopold von Ranke'sche Forschungsprogramm (»wie es eigentlich gewesen ist«), dem man heute erkenntnistheoretische Naivität attestieren muß und an dem auch Krockow sich – vorgeblich – orientiert, übersieht, daß Geschichte am Ende nur das ist, was der Historiker vor uns erstehen läßt: eine Konstruktion. Dazu bedarf es der Urteile, und um klar zu urteilen – sicherlich doch eine Aufgabe des Historikers und gar des Poli-

tikwissenschaftlers? – kann etwas Distanz nicht schaden. Die Einfühlung erklärt auch, warum sich Krockow allzusehr – obgleich in höchst sublimen Art – vom großen Mann Bismarck faszinieren läßt.

Mit Krockows Einfühlung hängt auch zusammen, daß er Bismarcks Kriege als gegeben nimmt, »sofern sie (Bismarck) als notwendig erschienen«. Doch wo war die Notwendigkeit für den preußisch-französischen Krieg, wie er mit gutem Recht in der englischen und US-amerikanischen Geschichtsschreibung genannt wird? Der preußisch-österreichische Krieg mag letztendlich nicht vermeidbar gewesen sein, beim preußisch-französischen Krieg kann man es mit Golo Mann halten, der urteilte: »Für das preußische Ziel, Kleindeutschland, war kein Krieg gegen Frankreich notwendig oder hätte keiner notwendig sein sollen«. Und wenn Krockow – sicherlich nicht zu Unrecht – vom »Mißbrauch Bismarcks durch seine Erben« spricht, so wird möglicherweise nicht hinreichend deutlich, daß der Mißbrauch vielleicht gerade deshalb möglich war, weil er bei Bismarck und in dessen Wirken schon angelegt war.

Doch das sind Petitesse, angesichts der Qualitäten von Krockows Darstellung, die viele veritable Einsichten enthält. So beispielsweise

jene, die – im Gegensatz zur einhellig herrschenden Auffassung – die Annexion Elsaß-Lothringens *nicht* als Kardinalfehler Bismarckscher Politik deutet, sondern die Funktion dieser Abtretung im Bismarckschen Politikstil, nämlich Gegner und Feindbilder zu schaffen, herausarbeitet. So bekommt die Abtretung denn doch ihren Sinn im Bismarckschen Kalkül. Rühmen wollen wir auch den Schriftsteller Krockow, dessen Stil von Eleganz, Präzision und Klarheit geprägt ist. Sein Bismarck-Buch ist ein Meisterwerk politischer Biographie und Geschichtsschreibung.

Johannes Willms: Bismarck – Dämon der Deutschen. Kindler Verlag, München 1997, 350 Seiten, DM 44,90

Christian Graf von Krockow: Bismarck. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1997, 495 Seiten, DM 48,-

CLAUDIA HERMES

Demokratie erproben

Die Bertelsmann-Stiftung bildet spielerisch

Demokratie«, »Pluralismus«: Abstrakte Begriffe, die nur für Sonntagsreden taugen? Demokratie im Alltag ist kompliziert, anstrengend, macht keinen Spaß, kostet Zeit und Geduld. Das gerade im Verlag der Bertelsmann-Stiftung erschienene Handbuch *Miteinander – Erfahrungen mit Betzavta* präsentiert in praktischen Übungen für die schulische und außerschulische politische Bildungsarbeit einen neuen, aus Israel importierten Ansatz. Ziel ist es, Demokratie »erlebbar« zu machen.

Eine Erziehung zur Demokratie ist die Erziehung zur Anerkennung des gleichen Rechts aller Menschen auf Freiheit. In einer heterogenen Gesellschaft lautet die Reaktion auf die Vielgestaltigkeit der Lebensstile und Anschauungen aber nicht automatisch Toleranz. Xenophobie, die Ausgrenzung von Minderheiten und die Gewalt haben in den letzten Jahren in Deutschland

eine Dimension erreicht, die die demokratischen Errungenschaften mit einem dicken Fragezeichen versehen. Um so wichtiger ist es, sich als Teil einer Gesellschaft zu begreifen, in der ein friedliches Zusammenleben mit unterschiedlichen Wertvorstellungen, kulturellen Identitäten möglich ist. »Das wesentliche Ziel politischer Bildung ist es, den Lernenden ein Instrumentarium zu vermitteln, damit sie sich aktiv mit politischen Fragen, Themen und Problemen auseinandersetzen können.«, heißt es in einer Broschüre der nordrhein-westfälischen Landeszentrale für politische Bildung. Das hat nichts zu tun mit gut gemeinten Appellen für mehr Toleranz. Wo sind aber die Initiativen, die praktische Vorschläge und Konzepte zur Stärkung der demokratischen Gesellschaft enthalten?

Bereits 1986 hat das überparteiliche Jerusalemer ADAM-INSTITUT FOR DEMOCRACY AND PEACE unter dem hebräischen Titel »Betzavta« (= Zusammen, Miteinander) sein Konzept entwickelt. Daß man nicht immer das Rad neu erfinden muß, der Ansicht sind Thomas Henschel und seine Kollegen von der Forschungsgruppe *Jugend und Europa* am Zentrum für angewandte Politikforschung in München. Dort hat man für Deutschland das israelische Konzept adaptiert und in 20 Testseminaren mit ca. 500 Personen erprobt.

Das für Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen konzipierte Programm besteht aus zwölf praktischen Übungen, ausführlichen Kommentaren und Empfehlungen für den Gebrauch in der Bildungsarbeit. Literaturhinweise und Kopiervorlagen ergänzen die Übungen zu den fünf Themen von »Betzavta«: die demokratischen Prinzipien, das Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit, Grundrechte, Gleichheit vor dem Gesetz und der Weg der demokratischen Entscheidungsfindung.

Dem traditionellen Instrumentarium der Bildungsarbeit wird eine Absage erteilt. Statt Vorträge, Streitgespräche, Debatten bejaht »Betzavta« spielerische Übungen, die betonen: Demokratie ist nicht nur die Umschreibung für ein bestimmtes Staats- und Gesellschaftssystem, sondern auch eine Verhaltensform im Alltag. Der Titel des 1993 in Tel Aviv erschienenen Buches *There is no such thing as some democracy* von Uki Maroshek-Klarmann, einem der israelischen »Betzavta«-Autoren, erinnert daran: So wenig, wie man »ein bißchen schwanger« sein kann, kann Demokratie nur auf Teilbereiche beschränkt werden, ohne im ganzen unglaubwürdig zu sein.

Kein Zufall, daß »Betzavta« in Israel entwickelt wurde. Die heterogene Gesellschaft ist nicht ohne Konflikte. Der Reiz Israels, daß die

jüdischen Einwanderer und ihre Nachkommen aus über achtzig verschiedenen Ländern der Welt stammen, beinhaltet gleichzeitig den Anlaß zu Auseinandersetzungen. Eine andere Ursache für Spannungen ist die Unterscheidung zwischen jüdischen und arabischen Israelis. Letztere berichten von Diskriminierungen unterschiedlicher Art. Um so wichtiger ist die Arbeit des Adani-Instituts. Es gibt spezielle Kurse für Schule, Polizei und Militär; und gemischte Gruppen aus Juden und Araber lernen mit »Betzvata«. Wenn es scherzhaft heißt, »Zwei Israelis, drei Meinungen!«, gehört dazu auch eine israelische Streitkultur, von der »Betzvata« geprägt ist. Dieses herausragende Produkt israelisch-deutscher Zusammenarbeit beabsichtigt Polarisierungen. Diese mögen auf konsensorientierte Deutsche befremdend wirken. Das im Rahmen der neuen Reihe *Internationale Programme zur Demokratie- und Toleranzerziehung* veröffentlichte Konzept stellt hohe Anforderungen an die Moderatoren, Mittler der politischen Bildung, Lehrer oder Ausbilder in Polizei- und Verwaltungsschulen. Die Übungen zeichnen sich durch ein Minimum an Regeln und einen hohen Grad an Gestaltungsmöglichkeiten aus. Konflikte bleiben da wie im wirklichen Leben nicht aus.

Miteinander – Erfahrungen mit Betzvata. Praxishandbuch für die politische Bildung, Verlag Bertelsmann Stiftung, Gütersloh 1997, 160 Seiten, DM 39,80

EVE-MARIE KALLEN

Die Avantgarde weiß keinen Rat

Ein Lesebuch zur ungarischen Literatur

Mit der ungarischen Avantgardeliteratur zwischen 1915 und 1935 hat sich in letzter Zeit in deutscher Sprache kein einem breiteren Publikum zugänglicher Text befaßt. Daher ist es begrüßenswert, daß nun eine Anthologie des Literaturwissenschaftlers Pál Deréky vorliegt. Literaturhistorisch betrachtet, handelt es sich bei der thematisierten Epoche um eine

ausgesprochen interessante und fruchtbare Phase. Der Drang nach einer Erneuerung sowohl der Gesellschaft als auch der Kunst war riesengroß. Die Zerstörungen durch den ersten Weltkrieg führten einerseits zu massiver Verunsicherung, wurden andererseits aber auch als Befreiung empfunden. »Epatéz le bourgeois!«, diese aus Frankreich kommende Parole brachte für viele künstlerisch und gesellschaftlich engagierte Menschen ihr innerstes Anliegen auf den Punkt. Mit den Mitteln der Kunst die Gesellschaft zu verändern, das war das Anliegen idealistisch eingestellter Künstler, und es lag für sie nahe, sich zumindest zeitweise auch mit den Ideen des Kommunismus zu identifizieren.

Die Foren der Kunst

Der ungarische Arbeiter und Kunst-Autodidakt Lajos Kassák (1887–1967) spielt in der Avantgardebewegung seines Landes als innovativer Künstler und Gründer mehrerer wichtiger Zeitschriften eine zentrale Rolle. Seine Zeitschriften MA, A TETT und später DOKUMENTUM wurden zu herausragenden Foren der Neuen Kunst. Die Spaltung der Bewegung in einen künstlerischen und einen eher politischen Flügel ließ allerdings nicht auf sich warten.

Lajos Kassák, die wohl charismatischste Persönlichkeit in der Gruppe der ungarischen Avantgardisten, verstand es, mit seinen Zeitschriften junge Talente zu fördern, auch dann, wenn er ihren inhaltlich-künstlerischen Aussagen nicht zustimmte. Doch verlangte er, daß sich »seine« Autoren auf die eine oder andere Position bindend festlegten, d.h. sich zum Futurismus, zum Konstruktivismus, zum Dadaismus, Surrealismus oder Expressionismus und am liebsten zusätzlich auch noch zum Kassákschen Aktivismus bekannten. Das veranlaßte einen so großen und freien Kopf wie Attila József, bei allem Respekt für Kassák, auf Distanz zu gehen.

Gesellschaftlich betrachtet, wurde die Lage für die ungarischen Avantgardekünstler mit dem Ende des Ersten Weltkrieges keinesfalls leichter. Die kurze und für die meisten von ihnen hoffnungsvolle Phase der Räterepublik wurde abgelöst durch das Horthy-Regime, das die Uhren der Kulturgeschichte zurückzudrehen und eine »neobarocke« Gesellschaft mit feudalistischen Zügen einzurichten versuchte. Die Avantgarde wurde ins Exil getrieben. Die meisten der Künstler, so auch Lajos Kassák, gingen ins nahegelegene Wien, Sándor Márai floh nach Italien, Tibor Déry nach Paris.

Als Horthy 1926 eine Amnestie erteilte, kehrten die meisten dieser Künstler wieder nach Ungarn zurück, eine nicht geringe Anzahl jedoch blieb im Ausland. Nur wenige blieben in Wien hängen und wurden vom österreichischen Geistesleben absorbiert. Die Schaffenskraft der Avantgardekünstler war aber ungebrochen. Sie gestalteten eine Fülle von literarischen Foren im gesamten Umland Ungarns. So erschien TŰZ in Pressburg, KORUNK in Kolozsvár, KASSAI MUNKÁ und KASSAI NAPLO in Kassa, BÉCSI MAGYAR ŰLSÁG, MAGYAR ÍRÁS und JÖVŐ in Wien, um nur einige wichtige Namen zu nennen.

Ideologie statt Literatur

Seit Beginn der 30er Jahre begegnete der Avantgardekunst ein vernichtender Feind, der Nationalsozialismus. Wieder befanden sich die Avantgardisten auf der Flucht, sei es physisch oder sei es in Form einer inneren Emigration. Auch die nachfolgende politische Ära, der Stalinismus, vertrat eine Ideologie, bei der wiederum die Partei ein Weisungsrecht über Literatur und Kunst ausübte. In Ungarn lockerte sich der politische Druck erst in den frühen sechziger Jahren allmählich. Doch Lajos Kassák, der diese ganzen Jahrzehnte in seinem Heimatland verbracht hatte, half dieser Klimawechsel nicht mehr. Er starb 1967, ohne jemals wieder eine Veröffentlichungsmöglichkeit bekommen zu haben.

Was die literarischen Zeitschriften angeht, so gab und gibt es teilweise bis heute einige Blätter, die an die ungarische Avantgardetradition anzuknüpfen versuchen. Sie alle konnten aber in ihrem kulturell-politischen Niveau nicht an ihre Vorgänger heranreichen.

Mit seinem über sechshundert Seiten starken Lesebuch präsentiert Deréký besonders wegweisende Texte aus jener kurzen Epoche der ungarischen Literatur zwischen 1915 und 1930, die auch heute noch zu Recht als die einzige echte ungarische Avantgarde bezeichnet wird. Da das Lesebuch zweisprachig angelegt ist, kann man die Originaltexte mitsamt ihrer Übersetzung genau studieren. Es enthält Gedichte und freie lyrische Texte von insgesamt 23 Dichtern. Diese Anthologie ist eine wertvolle Veröffentlichung zu einem Thema, das an inhaltlicher Aktualität nichts verloren hat.

Pál Deréký (Hg.): Lesebuch der ungarischen Avantgardeliteratur (1915 bis 1930). Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 1996, 612 Seiten, DM 140,-

CHRISTIAN JÜRGENS

Neue Bücher

Melancholie, Morphiump, Mißtrauen und andere Gifte

Albert Egberts ist 26 geworden. Als er an diesem Tag in das zweite Drittel seines Lebens eintritt, befällt ihn ein allgegenwärtiger Lebens- ekel. Die Melancholie hatte ihn schon vor Jahren eingeholt. Das war, als er sich auf einem spanischen Campingplatz in die 14-jährige Juliette verliebte. So groß und ungeschlachtet war seine Liebe, daß er fast für sie verhaftet worden wäre. Auf dem Rückweg im Zug begegnet ihm die häßliche morphiumpabhängige Jugoslawin Leentge. Um ihr ein Visum zu verschaffen, verspricht er, sie zu heiraten. Das Mitleid, das war der Weg zu Leentge und in die Melancholie.

Der 1951 geborene Niederländer A.F.Th. van der Heijden ist ein wortgewaltiger Lakoniker und Zyniker. Ein Anwalt der Trinker, der Kloake und der Desillusionierung. Natürlich wird Albert, die Titelfigur des Romans *Fallende Eltern*, Leentge niemals heiraten. Manchmal allerdings läßt er sich von ihr und ihrer Morphiumsucht heimsuchen. Bei diesen Liebessimulationswochenenden vollzieht er den Beischlaf mit größtem Ekel und wünscht sich seine frühere Impotenz zurück. Einmal wird sie schwanger, doch das Morphiump verursacht eine Fehlgeburt. Don Juan, so glaubt Albert, war mit Sicherheit impotent. Sonst wäre er lächerlich.

Gemeinsam mit seinem Freund Thjøm Schwantje bewohnt Albert ein luxuriöses Haus an einem Hang in Nimwegen, das Thjüms Eltern, reiche Fleischfabrikanten, ihnen zur Verfügung stellen. Thjøm übrigens konnte bis zum Alter von fünf Jahren nicht sprechen, weil seine Zunge am Gaumen festgewachsen war. Nach der Operation sind seine ersten Worte: »Die Luft und die Lust«. Thjøm Schwantje ist der einzige Mensch, dessen erste Worte Poesie waren.

Die Freunde füllen die Villa mit vollständiger Tatenlosigkeit und hemmungslosen Alkoholexzessen. Nur wer melancholisch ist, verschwendet sich. Manchmal fahren sie dann auf ihren Rädern den Hang hinab in die Stadt, um weiterzutrinken. Im Morgengrauen keuchen sie den Berg wieder hinauf, vielleicht mit einer bierschweren Schönheit auf dem Gepäckträger. Abwärts geht's immer schneller.

Fallende Eltern ist der erste Teil von van der Heijdens Trilogie *Die zahnlöse Zeit*. Deren zweiter Teil *Der Anwalt der Hähne* kam bereits vor zwei Jahren auf Deutsch heraus und wurde

zurecht euphorisch gefeiert. Zahnlos nagt die Zeit an Albert und Thjum, indem nichts geschieht. Bis eines Tages eine Katastrophe nicht allein kommt. Zuerst verpufft eine Blasphemie Thjums wirkungslos -er hatte jahrhundertalte Heiligenschuhe gegen Pantoffeln mit Bombeln ausgetauscht-, dann ohrfeigt Albert Leentge aus seinem Leben und schließlich werden sie vom Vater des Hauses verwiesen. In den Ruinen ihrer Existenz stehend, singen die Freunde: »O, du lieber Augustin, alles ist hin«.

In einem Ford Transit irrt Albert mit seinen wenigen Besitztümern durch die Gegend. Mit Thjum hat er verabredet, in einigen Monaten, zum nächsten Semester, nach Amsterdam zu ziehen. Doch zunächst fährt er mangels anderer Möglichkeiten zu seinen Eltern, in ein Kaff, wo die Zeit, zum Fluß Dommel, wo das Leben stillsteht: »Die Spucke bleibt liegen, wo sie aufkommt. Zu schwer, um vom Fluß weitergetragen zu werden«.

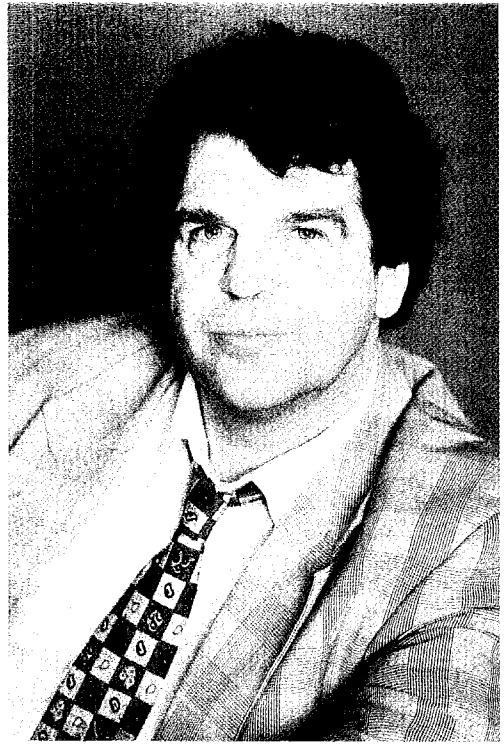
Zu den erdverwurzelten Eltern also, denen entkommen zu sein, er so froh war. Der Mutter, die wie eine Inkarnation der Schuld herumläuft, dem Vater, der ein widerlicher kleiner Säufer ist. »Die Eltern wurden zur Erde hinabgezogen. Auf sie wirkte die Schwerkraft stärker als auf mich. Die Erde wollte sie in sich haben«.

Van der Heijdens Roman ändert nun den Tonfall. Albert, der neben seinen Saufexzessen auch Philosophie studierte, erinnert sich eines Satzes von Aristoteles: »Jedwedes Ding hat seine endgültige Bestimmung und ruht nicht eher, bis es sie erreicht hat.« Albert erkundet nun seine Bestimmung, indem er in die Geschichten der Vergangenheit reist. In die seiner Eltern, die seines Onkels, in dem er seinen wahren Vater vermutet, in die Geschichte seiner Kindheit schließlich. Eine Reise zu den Ursprüngen.

Fallende Eltern ist ein faszinierender Roman eines großen Autors, auch wenn er an den *Anwalt der Hähne* nicht heranreicht. Doch van der Heijden erprobt hier ein ungleich kühneres literarisches Programm: Letztlich versucht Albert am Ende seiner Reise in die Vergangenheit nichts anderes, als den gesuchten Ursprung auszulöschen, die eigene Geburt erzählerisch umgehen zu machen.

Einmal zitiert van der Heijden einen Aphorismus Nietzsches. Der König Midas fragt da den weisen Silen, was das Beste für den Menschen sei. »Das Allerbeste«, antwortet der, »ist für dich gänzlich unerreichbar: nicht geboren zu sein. Das Zweitbeste aber ist für dich – bald zu sterben.«

Amsterdam, das eigentliche Ziel seiner Reise, wird Albert Egberts in *Fallende Eltern* nicht erreichen. Doch haben wir ihn im *Anwalt der*



Der Anwalt der Trinker: A.E.Th. van der Heijden

Foto: Holger André

Hähne dort bereits wiedergetroffen: als heroinsüchtigen Theaterautoren im Gefängnis. Abwärts geht's halt immer schneller.



Die Liebe ist die Schwester der Schwermut. Und die Schwermut ist die Krankheit der Literaten. So weiß es der Apotheker Gioseffo in Piero Meldinis Roman *Das Gegengift zur Melancholie*. Doch weil er die Liebe nicht kennt, kennt Gioseffo auch die Melancholie nicht.

Als Apotheker verfügt er, der im ausgehenden 17. Jahrhundert in einer italienischen Hafenstadt lebt, über alle Mittel gegen Krankheiten. Doch um das schlimmste Übel, die Melancholie, zu vertreiben, greift er zu einem anderen Remedium: In der Höhle seines Zimmers, umgeben nur von den Schatten seiner Toten und seinem greisen Hund Orion, dem einzigen Stern seines Lebens, schreibt er sein großes Traktat *Das Gegengift zur Melancholie*. Und wenn nicht anderen, so soll wenigstens ihm das Schreiben das Gegengift gegen die schwarze Schlange der Schwermut sein.

Aber eines Tages greift die Liebe auch in sein Leben, wenn auch nur indirekt. Sein Mündel Matilde hat sich unsterblich in einen Adligen von zweifelhaftem Ruf verliebt. Sie geht in ein Kloster und stirbt, eine zweite Ophelia, an der Melancholie.

Gioseffo verzweifelt nicht. Denn er weiß sich von einem Mächtigen protegiert, dem Herrn Kardinal Ondedai, dem sein Buch gewidmet ist. Eine einseitige Kommunikation ist das zwischen den beiden. Fast täglich schreibt der Apotheker an den Kirchenfürsten, der antwortet nie. Eines Tages besucht der Kardinal das Hafenstädtchen. Es soll der größte Tag in Gioseffos Leben werden, sein Buch wird er ihm überreichen, Ruhm soll er ernten.

Doch Piero Meldini schenkt dem Apotheker in seinem schwermütig schönen Roman, der von der Melancholie selbst erzählt zu sein scheint, nichts. Der Kardinal lehnt das Buch ab, er kann sich an Gioseffo nicht erinnern. Es wird der größte Tag in Gioseffos Leben: Ein einziges Mal wächst der brave Apotheker über sich hinaus; er beschimpft den Kardinal und enthüllt das Geheimnis der Melancholie: »Die Herren antworten nicht, und auf den Sterblichen lastet der Himmel bleiern und stumm.«

»Denn die tiefer Schürfenden«, schrieb Walter Benjamin in seinem *Trauerspiel*-Buch, »sahen sich in das Dasein als in ein Trümmerfeld halber, unechter Handlungen hineingestellt. Dagegen schlug das Leben selbst aus.« Der Apotheker verbrennt sein Buch, vergiftet seinen Hund und sich. Der letzte Stern an seinem Sinnfirmament ist erloschen, doch noch sterbend schreibt er an den Kardinal. Vielleicht kannte er die Liebe doch, der Apotheker, und vielleicht ist er deshalb von der Melancholie besiegt worden. Auch wenn es eine unmögliche Liebe war, die zum Herrn Kardinal Ondedai...



Melancholiker trösten sich gemeinhin, indem sie an schönen Orten schwarze Speisen zu sich nehmen. Denn das Wissen um den eigenen Tod ist es, das die Melancholie speist. Und schwarze Speisen sind deswegen am teuersten, weil sie dem Traurigen das Gefühl geben, den Tod zu verspeisen. Wenn das Leben schon sinnlos ist, sollte man es verschwenden, wenigstens für den Augenblick den Todesgott Thanatos vertreiben.

Malvina, die Protagonistin des Romans *Der Mund* der jungen Französin Laurence Haloche, gewinnt dem Zusammenspiel von Essen und Tod einen anderen, makabereren Sinn ab. Vielleicht liegt das daran, daß ihr ganzes Leben im

Zeichen des Todes steht, ihre Erinnerungen beginnen mit der Hinrichtung ihrer mörderischen Eltern im Jahr 1768.

Hubertine ist es, die Köchin einer Abtei, in der Malvina aufwächst, die ihr dann später die andere Leidenschaft ihres Lebens beibringen wird: den Geschmack. Was Jean-Baptiste Grenouille in Süskinds *Das Parfum* die Nase, wird ihr der Mund sein, der Ort und der Sinn, die feindliche Welt zu erkunden, zu erobern und zu manipulieren. Für Malvina ist die Welt nur, was sie in ihrem Mund ist. So kocht sie um ihr Leben.

Beim Apotheker Graf Dandora lernt sie nicht nur, die Essenz aus allen Speisen zu gewinnen, sie experimentiert auch jenseits aller Kochkonventionen mit Verwesendem und Menschenfleisch. Wer sogar aus Totem lebensspendende Genüsse bereiten kann, sollte der nicht das Todeszeichen, das über der eigenen Geburt stand, abstreifen können?

So wird Malvina in ganz Paris berühmt für ihre Diners. Bis sie sich in den Apothekersohn Matthieu verliebt. Die Liebe geht durch den Magen, denn sie dreht sich ganz um die immer raffinierten kulinarischen und erotischen Genüsse. Der Wahn einer Liebe, die alles verschmelzen soll, läßt Malvina schließlich zum Äußersten greifen: Sie bereitet ihrem Geliebten Speisen aus ihrem eigenen Fleisch und Blut. So opfert sich buchstäblich auf Um eins mit ihm zu sein.

So ganz kann man sich nach Laurence Haloche Roman dann aber doch nicht die Lippen lecken, denn vieles, was sie kredenzt, wirkt reichlich abgestanden. Nicht nur Süskind, auch Peter Greenaways Film *Der Koch, der Dieb, seine Frau und ihr Liebhaber* stand bei der Zubereitung Pate. Keine *Nouvelle cuisine*, nur literarischer Eintopf.



Melancholie und Liebe haben noch ein drittes Schwesterchen: das Mißtrauen. In Daniel Silvas Thriller *Double Cross* kann nur überleben, wer mißtrauisch ist. Silva erzählt eine packende Spionagegeschichte, die ein schönes Gegengift zur Melancholie der fallenden Blätter ist.

Im Jahr 1944 ist das größte Kriegsgeheimnis der Ort, an dem die Alliierten ihre Invasion starten. Der englische Geheimdienst ersinnt eine gewagte Täuschung: Man will Hitler glauben machen, daß die Invasion in Calais stattfindet, tatsächlich jedoch in der Normandie angreifen. Dazu jedoch müssen alle deutschen Agenten in England unschädlich gemacht werden, allen voran die natürlich ebenso schöne wie gerissene Cathrine Blake alias Anna von Steiner.

Der englische Geheimagent Alfred Vicary und Kurt Vogel, ein deutscher Spionagechef, liefern sich einen intellektuellen Wettlauf um dieses bestgehütete Geheimnis des Zweiten Weltkriegs. Beide sind sie eigentlich Zivilisten, Vicary war Professor für Geschichte, Vogel, der Hitler verabscheut, ein bedeutender Jurist. Sie beide wären gut anstatt so roh, doch die Verhältnisse, sie sind nicht so.

Silva inszeniert in seiner *faction* ein atemberaubendes Spiegelspiel von Finten und Täuschungen, bei dem nie sicher ist, wer die Fäden in der Hand hat. »Im Krieg«, sagte Winston Churchill, »ist die Wahrheit so wichtig, daß sie stets von Lügen als Bodygard begleitet werden muß«. Und manchmal mag man glauben, daß auch die Wahrheit nur eine Illusion ist.

Schön ist, daß es bei Silva keine Klischees gibt, sondern Schicksale, es gibt kein gut, gibt kein böse, sondern viele abgründige Charaktere auf beiden Seiten. Catherine Blake beispielsweise muß solange das satanische Weib spielen, bis ihre Lügen das Gift sind, an dem ihre Selbstbilder zerbrechen.

Seinem Showdown stellt Silva noch eine Art Epilog nach: Am Ende des Buchs fährt ein Mann, Alfred Vicary, allein in einem Zug. Melancholie und Mißtrauen begleiten ihn dann wie sein eigenes Spiegelbild, das still neben ihm herfährt.

A. F. Th. van der Heijden: Fallende Eltern. Roman. Aus dem Niederländischen von Helga von Beuningen, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 1997, 480 Seiten, DM 48,-

Piero Meldini: Das Gegengift zur Melancholie. Roman. Aus dem Italienischen von Barbara Schaden, Berlin Verlag 1997, 188 Seiten, DM 36,-

Laurence Haloeche: Der Mund. Roman. Aus dem Französischen von Barbara Reitz und Eliane Hagedorn, Verlag Droemer Knaur, München 1997, 288 Seiten, DM 36,90

Daniel Silva: Double Cross. Roman. Aus dem Amerikanischen von Walter Pfeleiderer, Piper Verlag, München/Zürich 1997, 568 Seiten, DM 44,-

Die Bibel hätte gern, daß die Sünde durch die Frau in die Welt gekommen sei. Auch Catherine Blake, die Titelfigur in Daniel Silvas *Double Cross* muß solange ein satanisches Weib spielen, bis ihr Ich daran zugrunde geht. Foto: AKG, Berlin



Zu den Autorinnen und Autoren

JAN BIELICKI, geb. 1961, Bonner Korrespondent der Wochenzeitung DIE WOCHE.

JÜRGEN BUSCHÉ, geb. 1944, lebt als freier Autor in Berlin.

MARITA HAIBACH, geb. 1953, ehemalige Hessische Staatssekretärin für Frauenangelegenheiten, Vorstandsmitglied der Bundesarbeitsgemeinschaft Sozialmarketing, lebt in Wiesbaden.

CLAUDIA HERMES, geb. 1967, studiert Politikwissenschaften an der Universität Bonn, Fraktionsmitarbeiterin der SPD-Projektgruppe »Bekämpfung von Rechtsextremismus und Gewalt«.

KARLA HIELSCHER, geb. 1938, Slawistin und Literaturwissenschaftlerin, lebt in Köln.

JOCHEN HÖRISCH, geb. 1951, ist Professor für Neuere Deutsche Literatur und Qualitative Medienanalyse an der Universität Mannheim.

STEPHAN KRASS, geb. 1951, Kultur- und Wissenschaftsredakteur beim SÜDWESTFUNK in Baden-Baden.

MICHAEL KÖHLER, geb. 1961, freier Publizist, lebt in Bonn.

JACK LANG, sozialistischer Abgeordneter, war französischer Kultusminister in der Ära Mitterrand.

KARL REINHARD LOHMANN, geb. 1966, Agrarwissenschaftler und Soziologe, lebt in Göttingen; Veröffentlichung: *Ökonomie und Moral, Beiträge zur Theorie ökonomischer Rationalität, München 1997.*

CARL-WILHELM MACKÉ, geb. 1950, freier Publizist, lebt in Hamburg.

PETER MERSEBURGER, geb. 1928, früherer ARD-Korrespondent, lebt in Südfrankreich und Berlin.

JÖRG PLATH, geb. 1960, lebt als Literaturkritiker in Berlin.

CHRISTIAN SCHLÜTER, geb. 1965, Philosoph und Literaturwissenschaftler, lebt in Hamburg.

INGEBORG SIGGELKOW, geb. 1952, Slawistin und Soziologin, arbeitet als Lehrbeauftragte an der Universität Potsdam und an der TU Berlin.

ROLAND H. WIEGENSTEIN, geb. 1926, langjähriger Berliner Kulturkorrespondent des WDR und der FRANKFURTER RUNDSCHAU.

BERND WITTE, geb. 1942, Germanistik-Professor an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

GERNOT VOLGER, geb. 1945, freier Journalist, lebt in Berlin.

IMPRESSUM

Anschrift der Redaktion:

Godesberger Allee 139
53175 Bonn
Tel.: (0228) 883540-43
Telefax: (0228) 883539

Verlag und Anzeigenverwaltung:

Verlag J. H. W. Dietz Nachfolger GmbH
In der Raste 2
53129 Bonn
Tel.: (0228) 238083
Telefax: (0228) 234104
Anzeigenpreislste Nr. 25 vom 1. 1. 1997
Anzeigenverwaltung: Margret Reichert

Abonnementverwaltung: Gisela Westhauser

Gesamtherstellung:

satz+druck gubh, Düsseldorf

Bezugsbedingungen:

DIE NEUE GESELLSCHAFT/FRANKFURTER HEFTE erscheint monatlich. Bezug durch den Buch- und Zeitschriftenhandel oder den Verlag. ISSN 0177-6738. Einzelheft DM 14,80,- /sFr 14,80/öS 108,00 frei Haus; Jahresabonnement DM 99,00/sFr 92,00/öS 723,00 frei Haus. Das Abonnement verlängert sich automatisch um ein Kalenderjahr, wenn die Kündigung nicht bis zum 31. Oktober erfolgt ist (Lieferende mit Heft 12). In den Bezugspreisen sind 7 % Mehrwertsteuer enthalten.